

Wir

Unabhängige Wochenzeitung für Politik,
Wirtschaft und Kultur

#24 67. Jahrgang 12. Juni 2020



5 453000 174663



4,00€

„Totale Inklusion“

Die Familienministerin sagt, die Lockerungen des *Lockdown* gelten für alle Menschen gleichermaßen. Wirklich? Menschen mit Behinderungen sind noch immer eingesperrt

Le fleuron au fusil

L'opérateur de satellites SES, gloire entrepreneuriale nationale, traverse une crise existentielle avec un plan social et une restructuration à la clef

„Wir waren alle enorm solidarisch“

Den ersten Covid-Ausbruch meisterte das Gesundheitswesen recht gut. Bei der Vorbereitung auf eine „zweite Welle“ geht es auch um Politik

Foto : Sven Becker

Den ersten Covid-Ausbruch schaffte das Gesundheitswesen recht gut. Jeder hat Abenteuer Geschichten zu erzählen. Bei der Vorbereitung auf eine „zweite Welle“ geht es auch um Politik

„Wir waren alle enorm solidarisch“

Peter Feist

„Covid-19 war ein Schock erster Klasse“, meint Philippe Turk. Der einstige Generaldirektor der Zithaklinik, als die noch eigenständig war, steht seit März mit einem Beratervertrag LSAP-Gesundheitsministerin Paulette Lenert als Generalkoordinator für die Krankenhäuser in der Corona-Krise zur Seite. Er stellte ein Monitoring auf, das täglich die zur Verfügung stehenden Klinikbetten erfasst, die Intensivplätze, die Beatmungsapparate, und welche Bedarfsentwicklung dem gegenübersteht. Er sitzt in der Krisenzelle der Regierung mit dem Hochkommissar für nationale Sicherheit. In der Hochphase des Ausbruchs konferierte Turk jeden Tag bis zu zwei Stunden mit den Klinikchefs. „Das war ein extrem dynamisches und kollektives Arbeiten, eine sehr solidarische Mobilisierung“, erinnert er sich. „Während sonst viel gestritten wird zwischen den Spitälern, bewiesen wir diesmal, dass wir was draufhaben.“

Wie alles anfang Und so hat heute quasi jeder Abenteuer Geschichten zu erzählen: Wie das war, als die Krankenhäuser in den Krisenmodus gefahren wurden. Wie gebangt wurde, Ärztinnen und Pfleger könnten sich anstecken und ausfallen, oder die Nachbarländer könnten hinter den mittlerweile geschlossenen Grenzen das Pendler-Gesundheits-

personal beschlagnahmen und nicht mehr nach Luxemburg lassen. Und wie gefürchtet wurde, es könnte hier kommen wie in Norditalien oder im Grand Est. Philippe Turk sagt, Mitte März sei es „tatsächlich um Tage gegangen, hätten wir zwei oder drei Tage später reagiert, hätten wir vermut-

„Am Wochenende vom 15. März habe ich die Lage in der Lombardei auf Luxemburg hochgerechnet und kam auf fürchterliche Zahlen“, erinnert sich CHL-Generaldirektor Romain Nati

lich eine Katastrophe gehabt. Da war es richtig, ganz schnell alles zuzumachen“.

Claude Schummer, Generaldirektor der Robert-Schuman-Spitäler, weiß noch, wie am 11. März seine Krankenhaushygiene-Spezialistin in sein Büro kam und von einem Covid-Verdacht in der Geriatrie im Hôpital Kirchberg berichtete. „Das hätte mit einem Todesfall enden können. Ich rief den Chef des Gesundheitsamts an und die anderen Krankenhausdirektoren.“ Am Tag danach führten die Schuman-Kliniken ihre Aktivitäten herunter, sicherten auf dem Kirchberg die Eingänge ab, sperrten die Tiefgarage für den Publikumsverkehr, teilten das Personal so auf, das Bereitschafts-Teams entstanden.

Die anderen Spitäler zogen am 13. März nach. „Wir machten ab, dass jeder Covid-Patienten versorgt, sie sollten nicht vom CGDIS quer durchs Land gefahren werden“, sagt CHL-Generaldirektor Romain Nati. Das CHL mit dem nationalen Dienst für Infektionskrankheiten hatte schon im Februar erste Covid-Verdachtsfälle empfangen: Personen, die aus China oder Norditalien kamen. Nachdem am 29. Februar in Luxemburg der erste positive Fall erfasst wurde, gelangten alle Covid-

Patienten in ein Unterdruckzimmer im CHL. „Wir hielten 16 der 21 Betten am Infektionsdienst für Covid bereit, wir hatten ja noch andere Patienten, Tuberkulosekranke zum Beispiel.“

„Wir brauchten nur drei Tage, um alles umzuorganisieren“, erzählt Paul Wirtgen, Medizinischer Direktor des Centre hospitalier du Nord. „Wir schlossen die Klinik in Wiltz ganz, betrieben in Ettelbrück statt fünf OP-Sälen nur noch zwei, und die nur mit halber Kraft.“ Patientenaufnahme, OP-Planung und Bettenbelegung wurden umgestülpt, auch im Nord-Klinikum das Personal in Aktive und *Stand-by* eingeteilt. „Wir machten eine ganze Station mit 30 Betten für Covid-19 frei, dazu alle unsere 16 Intensivbetten. Im Aufwachraum schufen wir zusätzlich Plätze für leichtere Intensivpatienten.“

Erst im Mai, nachdem die Wissenschaftler der Taskforce Research die Luxemburger Statistiken mit denen anderer Länder verglichen hatten, wurde publik, dass der Sars-2-Ausbruch hier ab Mitte März in seiner Wucht vier Mal stärker war als der in Wuhan. Aber CHL-Chef Nati weiß noch, wie er am Wochenende vom 15. März unter dem Eindruck der Bilder aus Norditalien und dem franzö-

sischen Grand Est die Lage in der Lombardei mit ihren zwölf Millionen Einwohnern auf Luxemburg mit seinen 620 000 hochrechnete. „Ich kam auf fürchterliche Zahlen. Und ich las, dass sich dort auch Ärzte und Pfleger infiziert hatten. Also bildeten wir aus unserem Personal nicht nur eine zweite, sondern auch eine dritte Reihe.“ Ähnlich hielten es alle Spitäler. Und senkten ihre Aktivitäten auf das Nötigste, noch ehe die Regierung den Notstand ausrief und am 18. März den Kliniken vorschrieb, sich so stark wie möglich auf Covid zu konzentrieren.

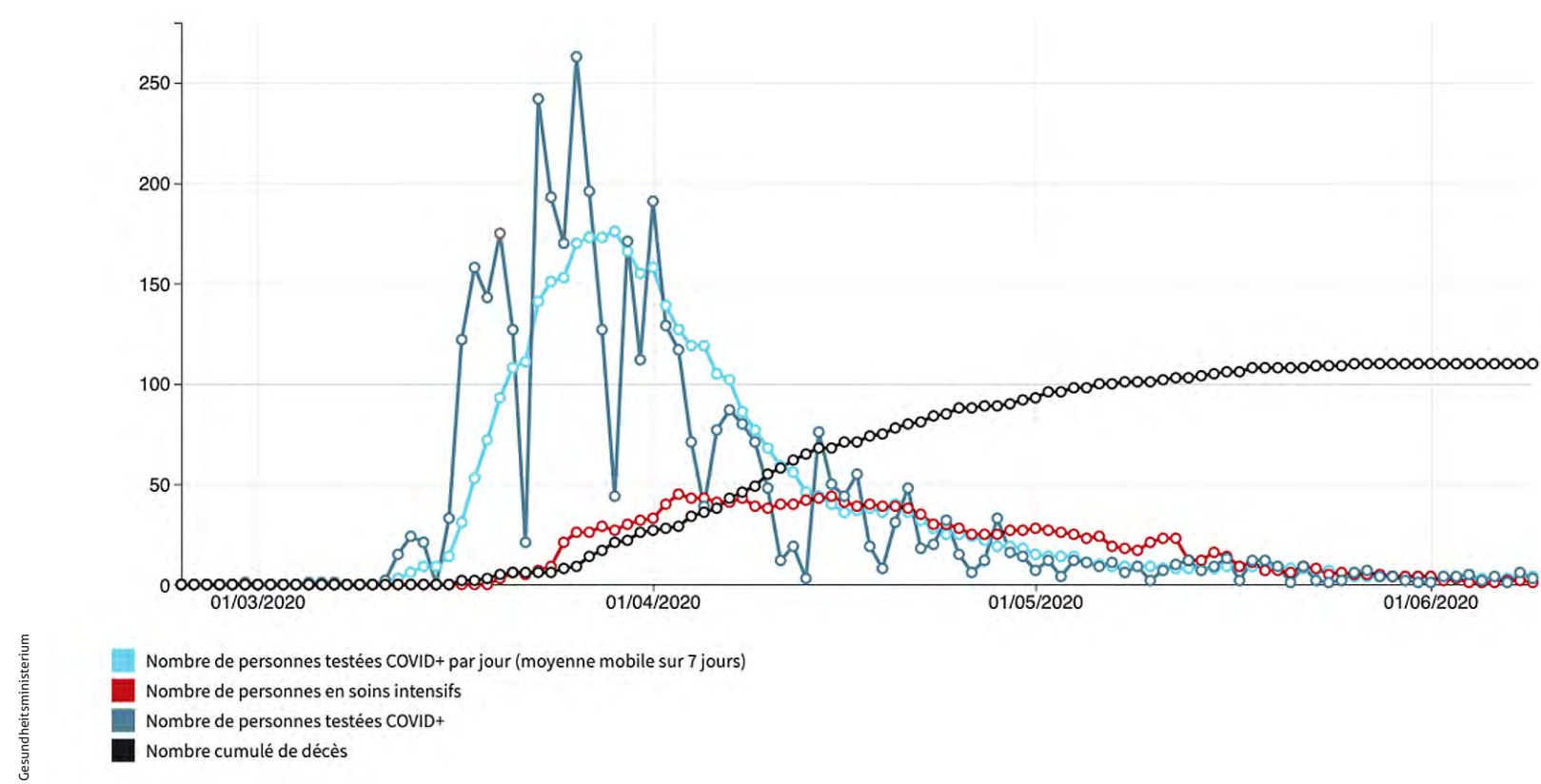
Krieg um Ausrüstungen Claude Schummer berichtet noch andere Dinge. „Zehn Tage lang hatten wir nicht genug Schutzausrüstung. Uns fehlten Masken, Handschuhe, Tyvek-Kittel. Tyvek besorgten wir uns dann selber von Dupont, das kommt ja von dort. Wir teilten das dann mit dem CHL.“ Schummer weiß auch noch, wie es war, als die Schuman-Spitäler fünf Beatmungsapparate einkaufen wollten. „Wir brauchten 24 Stunden, um deren Qualität zu checken, aber in der Zeit verdoppelte sich der Preis.“ Ankommen sollte diese Lieferung nicht: „Die kaufte in China noch auf dem Rollfeld eines Flughafens ein anderer, er hatte den zwanzigfachen Preis geboten. Das war die Zeit, als die USA mehr Ventilatoren haben wollten.“ Im März und April habe nicht nur ein Krieg gegen das Virus geherrscht, sondern auch einer um Ausrüstungen.

„Luxemburg war nicht optimal vorbereitet. Wie viele andere Länder wussten wir nicht, was auf uns zukommen würde“, sagt Jean-Claude Schmit, der Direktor des Gesundheitsamtes, rückblickend. Seit 2006 hat Luxemburg einen Pandemieplan, der damals geschrieben wurde, um auf einen Ausbruch des Hühnergrippe-Virus H5N1 eingestellt zu sein. „Wir waren drauf und dran, den Plan zu aktualisieren, dann kam uns Covid-19 zuvor.“ Von Nutzen sei der Plan mit seiner Kommandostruktur und einer To-do-Liste gewesen. Aber Sars-CoV-2 sei ein anders als ein Influenzavirus, sagt Schmit, und als Virologe muss er es wissen. Philippe Wilmes, Vizepräsident des Ärztesverbandes AMMD, findet, „am Anfang herrschte ein Durcheinander. Das Gesundheitsamt erteilte zunächst keine klaren Anweisungen“. Aber dann hätten zum Glück „die richtigen Leute rasch zueinander gefunden“. Und: An die breite Öffentlichkeit seien starke Botschaften kommuniziert worden. „Epidemie. Krankheit. Sterben. Das war schon richtig, aber wer mit Medizin nichts am Hut hat, musste Angst bekommen.“

Altenheime ohne Plan Alle heben hervor, welche Solidarität und Einsatzbereitschaft herrschte. Dabei gelang außerhalb der Spitäler die Umstellung weniger leicht. Die Zahnärzte organisierten sich weitgehend selbst, richteten drei regionale Notdienst-Praxen ein, die bis zum 17. Mai bestanden und an die 3 000 Patienten empfingen. Dagegen wurde erst Anfang April der Einsatz von Allgemeinmedizinern in Alten- und Pflegeheimen koordiniert. Das übernahm AMMD-Präsident Alain Schmit als ebenfalls zur Gesundheitsministerin hinzugezogener Ärzte-Generalkoordinator. „Von den 56 Einrichtungen hatte nur die Hälfte einen Plan, wie mit einer Epidemie umzugehen sei. Die anderen sagten zwar, sie hätten kein Problem, an einen Arzt zu gelangen, aber dafür einen ständigen Bereitschaftsdienst zu organisieren, war eine meiner Aufgaben.“ Zum Glück, sagt er, habe es bis heute in keinem der Heime einen regelrechten Covid-19-Ausbruch gegeben. „Allerdings gab es Todesfälle.“



Am Montag demonitierte die Armee das Centre des soins avancées im Kulturzentrum von Grevenmacher



Der Corona-Krisenverlauf vom ersten Covid-19-Fall am 29. Februar bis zur täglichen Aktualisierung der Kurven am 10. Juni

Heute ist die Situation mit der vor einem knappen Vierteljahr kaum zu vergleichen. Wurden Ende März bis zu 250 „Covid-19-Positive“ an einem Tag gezählt, liegen trotz *Déconfinement* die Zahlen seit längerem im einstelligen Bereich. Und dass obwohl heute zwischen 2 000 und 3 000 Virustests täglich stattfinden, während es vor drei Monaten mangels Test-Kits oft nur ein paar hundert sein konnten. An Covid-19 erkrankte Intensivpatienten liegen mittlerweile nur noch im Escher Stadtkrankenhaus des Centre hospitalier Emile Mayrisch (Chem). Im CHL liegt seit Anfang Juni keiner mehr, der letzte Todesfall ereignete sich dort am 15. Mai. Ein schon vereinbartes Gespräch mit dem Leiter der Krisenzelle des Chem kam nicht zustande; vielleicht weil das Spital derzeit noch am stärksten gefordert ist.

Trügerische Ruhe In der Ruhe, die nun eingekehrt ist, wird die Exegese des in den letzten Monaten Erlebten vorgenommen und diskutiert, wie das „System“ sich am besten auf den Herbst vorbereitet. Die derzeitige Ruhe sei trügerisch, sagt Gesundheitsamts-Direktor Jean-Claude Schmit. Die nun „kleinen Zahlen“ zu interpretieren, sei schwierig. „Wir erfassen Infizierte ohne Symptome, aber auch Patienten, die mit Symptomen zum Arzt gehen.“ Manchmal würden zwei Infizierte am wieder eröffneten Flughafen entdeckt; die könnten dann die einzigen neuen Covid-Positiven an einem Tag sein. Schmit weiß: „Wir finden nicht alles. Typischerweise haben wir vor allem Fälle in Gemeinschaften, soll heißen: Familien.“ Das seien aber „kleine Cluster, das ist nicht so großflächig wie bei der Grippe“.

Wenn im Herbst die Grippe wiederkommt, Covid-19 noch da ist und es daneben die üblichen Erkältungskrankheiten gibt, will man gerüstet sein. „In Frankreich hat der Conseil scientifique am 2. Juni vier Szenarien herausgegeben, mit denen zu rechnen wäre. An etwas Ähnlichem arbeiten auch wir.“ Spitäler darauf vorzubereiten, sei relativ leicht: „Da unterscheidet man zwischen normal und schwer Erkrankten.“ Im außerklinischen Bereich sei das schwieriger. „Was macht ein Allgemeinmediziner, wenn sein Wartezimmer voller Patienten sitzt, die alle niesen und husten? Und manche haben Grippe, andere Covid, wieder andere eine banale Erkältung?“ Die Praxen einfach schließen wie im März, „das konnten wir ein Mal machen, ein zweites Mal wollen wir

das nicht“. Nur auf Rendez-vous zu arbeiten, sei nicht so einfach, wennes viele Patienten gibt. Für Schmit besteht eine wichtige Lehre aus dem ersten Covid-Ausbruch darin, dass der außerklinische Bereich besser organisiert gehört. Und zwar bald, denn die Grippesaison beginne mitunter schon Ende September/Anfang Oktober. Aber auch über Covid-19 hinaus findet er das nötig: „Unsere Gesundheitsversorgung ist zu spitalzentriert. Wenngleich das auch Vorteile hat.“

Solche Feststellungen haben es in sich, denn sie reichen in die große Gesundheitspolitik hinein und in Richtung *Gesondheetsdësch*. Die Politik kündigt sich schon an, jetzt, da die Fallzahlen gesunken sind und *déconfinéiert* wird. „Die Corona-Krise hat gezeigt, wie resilient die Spitäler sind, dabei behaupten gewisse Leute, dass sie nicht auf der Höhe der Zeit seien und schlecht gebaut“, erklärt Paul Junck, Präsident des Krankenhausverbands FHL. Für CHL-Chef Nati „hat die Krise bewiesen, dass man die Spitäler nicht zerstückeln darf“, und er hofft, „dass das am Gesundheitstisch berücksichtigt wird, auch wenn das im Gegensatz zu den Ideen jener steht, die sich den Tisch besonders gewünscht haben“. Worauf Philippe Wilmes, amtierender AMMD-Vorsitzender, solange Alain Schmit die Ministerin berät, entgegnet, das werde falsch verstanden. Der Ärzteverband wolle die Spitäler „lediglich um von Ärztegesellschaften geführte Diagnose- und Behandlungszentren ergänzen und alles klug vernetzen“. Voraussichtlich ab Mitte September soll der *Gesondheetsdësch* das zu thematisieren beginnen.

Apropos CSA Vorher ist mit Stärkung des außerklinischen Bereichs eher gemeint, die Arztpraxen einzubinden, wenn es mehr Covid-Fälle gibt. Alain Schmit stellt fest, die Disponibilität der Allgemeinmediziner sei genauso vorbildlich gewesen wie die der Klinikärzte. Er kann das beurteilen, weil er als Generalkoordinator der Ministerin auch die Ärzte-Dienstpläne für die Centres des soins avancés (CSA) in Luxemburg-Stadt, Esch/Alzette, Ettelbrück und Grevenmacher aufstellte und die für Hausbesuche bei Patienten ebenfalls. Allerdings hätten die CSA – eine Einrichtung, die in der Schweinegrippe-Pandemie 2009 erdacht wurde – vor allem dazu gedient, Covid- von Nicht-Covid-Patienten zu trennen. So konnten Erstere leichter erfasst und in Quarantäne geschickt werden. Für nicht mit dem Corona-Virus

Infizierte dagegen habe in den CSA nur eine „rudimentäre“ Medizin zur Verfügung gestanden. „Da gab es kein EKG, keinen Ultraschall. Selbst die drei Maisons médicales sind besser ausgerüstet als die CSA es waren.“

Dass die Nicht-Covid-Versorgung besser sein müsse als nach dem *Lockdown* ab Mitte März, ist auch zu hören, wenn es um die Spitäler geht. Wobei auch Politik durchscheint. Interessanterweise beklagt neben der AMMD vor allem der Generaldirektor der Schuman-Spitäler, die Beschränkung auf dringende Operationen und Notfälle – neben Covid-Patienten – habe zu einem Rückstand geführt, den man sich nicht noch einmal erlauben dürfe. „Wir erleben jetzt eine Non-Covid-Welle“, erklärte Claude Schummer am Mittwoch auf RTL und wiederholt es gegenüber dem *Land*. „Auch eine um drei Monate aufgeschobene Hüft-OP kann folgeschwer sein, wenn der Patient jetzt im Rollstuhl zu uns kommt.“ Krebsvorsorge-Untersuchungen sollten ebenfalls nicht aufgeschoben werden. Schummers Fazit: „Nochmal alles runterfahren will ich nicht.“

Non-Covid-Welle? Dagegen legt Paul Wirtgen vom CHdN Wert auf die Feststellung, „wir haben auch im *Lockdown* alles angeboten, wenn es dringend gebraucht wurde“. Und CHL-Generaldirektor Nati erklärt, „ich würde zwar wahrscheinlich nicht noch einmal alles so runterfahren wie im März, aber wir arbeiten nun alles auf und haben nicht etwa lange Wartelisten“. Wie groß die „Non-Covid-Welle“ ist, lässt sich nicht unabhängig feststellen. „Wir führen über das Liegegebliedene nicht systematisch Buch“, sagt Nati. Ob, wie die AMMD Ende April gewarnt hatte, Herzinfarkte und Hirnschläge unbehandelt blieben, weil von den starken Botschaften der Regierung verängstigte Menschen sich nicht mehr in ein Spital trautes, ist unbekannt. „Wir haben dazu keine Messinstrumente“, sagt Spital-Generalkoordinator Turk. Beobachtet worden sei, dass die Notaufnahmen der Spitäler nur mit einem Viertel bis einem Fünftel der Patientenzahlen konfrontiert waren, wie in Vor-Covid-Zeiten. Paul Wirtgen aber will das nicht überbewerten: „Erfahrungsgemäß ist nur jeder zehnte Patient, der eine Notaufnahme aufsucht, ein echter Notfall.“

Vermutlich wäre es sinnvoll, diese Frage mit wissenschaftlicher Hilfe zu klären, um besser

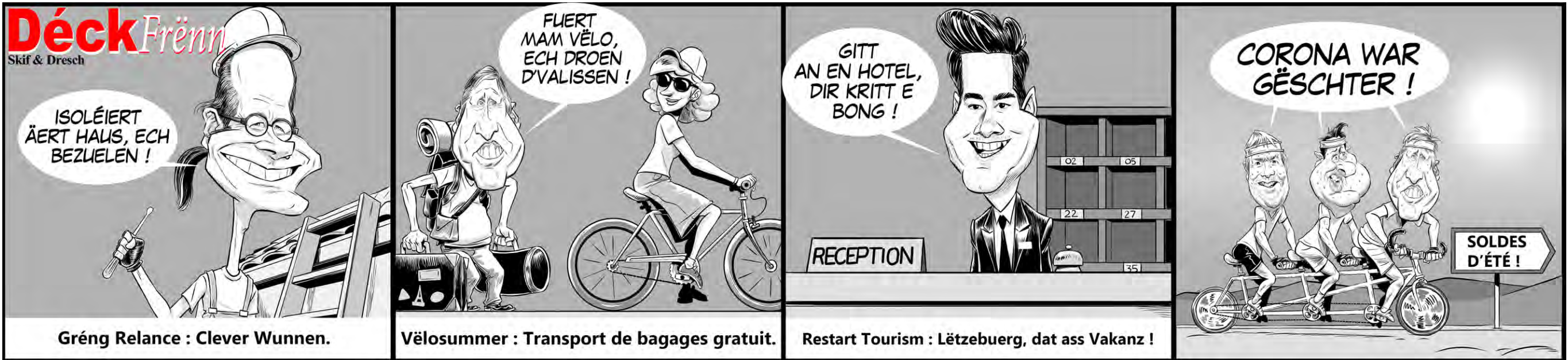
Mit dem Ärzteverband AMMD befürworten auch die Schuman-Spitäler eine spezialisierte Covid-Klinik und schlagen dafür die Escher Clinique Sainte-Marie vor

entscheiden zu können, wie die Spitäler sich auf eine „zweite Welle“ einstellen sollen. Die Arztpraxen möglichst nicht zu schließen, scheint *acquis* zu sein. Dagegen einigte sich vergangene Woche im Senninger Schloss eine große Runde mit der Gesundheitsministerin, den Klinikchefs und der AMMD zunächst darauf, dass wie schon ab Februar zunächst das CHL mit dem nationalen Infektionsdienst bereitsteht und ihn voll für Covid-Patienten zur Verfügung stellt. Noch nicht entschieden wurde dagegen, ob womöglich kurzfristig ein „Covid-Spital“ eingerichtet wird, wie das die AMMD, aber auch die Schuman-Spitäler befürworten, um die Versorgung anderer Patienten möglichst nicht zu beeinträchtigen. „Wir haben vorgeschlagen, dass dafür die Escher Clinique Sainte-Marie genutzt werden könnte“, sagt Claude Schummer, „aber eigentlich haben alle vier Spitalgruppen ein Haus, das sich nutzen ließe.“ Schummer räumt ein, dass die Idee bei seinem Amtskollegen im CHL nicht gut ankommt. Denn ein Covid-Spital müsste ein Voll-Spital sein. „Wenn wir schon jetzt unter Personalmangel zu leiden haben, sehe ich nicht, wie eine zusätzliche

Klinik etwas bringen soll“, sagt Romain Nati. Statt dass alle Kliniken Ärzte und Pfleger in ein Covid-Spital abstellen, wäre es ihm lieber, jede der vier Spitalgruppen bereitet sich vor und erhielte dafür die nötigen Mittel. Schummer findet, das könne man auch machen. „Wir sind nicht ideologisch. Ich weise aber darauf hin, dass falls es sehr viele Covid-Patienten gibt, die sich im Winter wahrscheinlich nicht gerne in Armeezelten vor den Spitalern behandeln lassen möchten“. Wenn man das wolle, könnte ein „fester Bau“ schon im Herbst betriebsbereit sein.

Geld verdienen Man mag es nicht vermuten, aber in dieser Diskussion verbirgt sich auch eine politische über die Bezahlung der Klinikärzte. Dass AMMD und Schuman-Spitäler sich darin so nah sind, verwundert nicht. Bei Schuman sind alle Ärzte Freiberufler, die ihr Geld pro Behandlungsakt am Patienten verdienen. Im *Lockdown* erlitten sie Einkommensverluste. Claude Schummer sagt deshalb ganz offen, ihm müsse es darauf ankommen, seinen Ärzten gleichberechtigte Möglichkeiten zum Geldverdienen zu geben. Das fiele leichter, wenn es für Covid-Kranke eine spezialisierte Klinik gäbe. Im CHL dagegen sind die meisten Mediziner festangestellt, können aber ebenfalls nur Behandlungsakte abrechnen. Der Erlös wird gesammelt und unter allen CHL-Ärzten mit Festanstellung als Gehalt umverteilt.

Doch offenbar sitzen CHL und Schuman nicht ganz im selben Boot. Zur Bewältigung von Covid-19 erfand die Regierung am 30. März einen „Stundentarif“ für Ärzte. Für maximal 40 Stunden monatlich bezahlt ihn die CNS. Anfangs sollte er an den CSA gelten, wurde dann ausgeweitet, zuletzt auf die Klinikärzte. Wie viele bei Schuman davon Gebrauch machten, ist unbekannt. Dem CHL-Gehaltstopf scheint er in der Zeit reduzierter Aktivität so geholfen zu haben, dass Romain Nati erklärt: „Eines meiner Fazits aus dem ersten Ausbruch ist, dass dieser Tarif beibehalten werden sollte.“ Dagegen beschwerte die AMMD sich gleich nach seiner Einführung, dass sie nicht konsultiert wurde. Schon wahr: Wofür ein Krankenhausarzt bezahlt werden soll, ist seit Jahren eine gesundheitspolitisch besonders schwierige Frage. Dass sie nun wiederkommt, zeigt, dass die Krise vorerst vorbei ist. Aber auch, dass die Solidarität aller Akteure im Gesundheitswesen untereinander wieder schwerer verhandelt werden muss.





« Lorsque les trois grands syndicats représentatifs s'unissent, c'est que la situation est sérieuse » : Patrick Dury (LCGB), Nora Back (OGBL) et Romain Wolff (CGFP; de gauche à droite) fermant les rangs, lors d'une conférence de presse commune lundi

Saving jobs first

josée hansen

Phase 4 « Nous allons abandonner les restrictions légales », annonce le Premier ministre Xavier Bettel (DP) en regardant droit dans la caméra lors d'une conférence de presse sur la quatrième phase du déconfinement ce mercredi soir. Et que les interdits seront remplacés par « de fortes recommandations ». Par exemple de respecter les gestes barrières et la distanciation sociale. Les rassemblements de plus de vingt personnes et les tablées de plus de dix sont

désormais possibles, en privé et en extérieur sans masques ; en public avec places assises assignées et distances de deux mètres ou port du masque (cinéma, théâtre, concert...), les compétitions sportives (sans contact), ainsi que les foires ou salons en extérieur redeviendront possibles – mais pas de Schueberfouer pour autant, la plupart de ses manèges et restaurants étant des structures fermées. Le ministre de l'Éducation nationale Claude Meisch (DP) explique les

allègements pour les enfants (voir ci-contre), tout indique un retour à la normale. Tout, sauf la pression des syndicats. Des négociations avec les partenaires sociaux, qui ont eu lieu le matin même en bipartite à Senningen et la veille au comité de conjoncture, Xavier Bettel ne dit... rien. « Je laisse à Dan Kersch le soin de communiquer à ce sujet ».

3 syndicats Flash-back à lundi 8 juin. Dans le nouveau bâtiment de la Chambre des salariés à Bonnevoie, le président du LCGB Patrick Dury, sa concœur de l'OGBL Nora Back et celui de la CGFP Romain Wolff ont l'air grave alors qu'ils attendent l'heure de début d'une conférence de presse commune. L'union nationale » invoquée par le gouvernement devant le Parlement lors de la déclaration de l'état de crise, le 18 mars, est pour eux aussi celle « vun de schaffende Leit ». « Les grandes sociétés de consultance ont été associées à la mise en place de la stratégie de sortie de crise, s'offusque Romain Wolff, alors que nous avons appris par pur hasard que le gouvernement travaillait à l'élaboration d'une 'loi pandémie'. Le dialogue social aurait dû être mené beaucoup plus tôt ! » « Nous avons notre rôle à jouer dans la gestion de cette crise », ajoute Nora Back. Les syndicats fustigent un pilotage à vue de la part du gouvernement et craignent que la crise sanitaire ne se transforme en crise sociale. « Nous devons à tout prix éviter que le chômage partiel ne se transforme en chômage de masse », met encore en garde Back. En faisant bloc, et ce malgré la situation foncièrement différente entre les salariés du secteur privé et ceux du secteur public durant cette crise, les syndicats font pression sur le gouvernement pour qu'il les associe à nouveau. De préférence en ayant recours à l'instrument historique du dialogue social au Luxembourg : le comité de coordination tripartite. Et ça marche : lors des discussions en bipartite ce mercredi à Senningen, une réunion de la tripartite a été annoncée pour début juillet, après la fin de l'état de crise.

1 000 000 000 euros Le principal point d'achoppement entre partenaires sociaux est l'équation financements publics-maintien dans l'emploi. Sous la pression du patronat, le gouvernement a permis la réouverture des chantiers après un mois de *lockdown*, le 20 avril déjà. Ne pouvant pas (ou seulement de manière partielle) avoir recours au télétravail, les secteurs de la construction, du commerce ou de l'horeca furent le plus durement touchés par le confinement total. Un tiers du salariat, à l'exception de la fonction publique et du secteur financier, se retrouva en chômage partiel durant les mois de mars et avril, écrit le Statec dans sa *Note de conjoncture* présentée hier, jeudi. Avant la réouverture des chantiers, 165 000 personnes se retrouvaient en inactivité, entre chômage partiel et congé pour raisons familiales, pour un coût estimé à un milliard d'euros pour l'État, selon le Statec. Grâce à ces mesures, l'augmentation du chômage

« Nous devons à tout prix éviter que le chômage partiel ne se transforme en chômage de masse. »
Nora Back, OGBL

a pu être limitée, à 6,9 pour cent, frappant en premier lieu l'emploi intérimaire. Mais, ajoute l'office public des statistiques, un quart de la population s'inquiète désormais pour la sécurité de son emploi.

80% Si le gouvernement veut freiner les coûts exorbitants du chômage partiel, alors que tous les secteurs économiques sont déconfinés, la question qui est discutée en coulisses est du niveau de l'ingénierie des mécanismes d'aides et des obligations liées aux aides financières directes de l'État. Est-il par exemple possible d'avoir recours au chômage partiel et d'être ainsi déchargé du paiement des salaires de ses employés en inactivité tout en prévoyant des licenciements ? Une première version du nouveau régime, qui sera mis en place à partir de juillet, ne l'excluait pas pour 25 pour cent des salariés. Les syndicats s'y opposent virulemment et préconisent d'autres solutions lorsque des restructurations s'imposent : plans sectoriels de maintien dans l'emploi ou prêts de main d'œuvre, afin que les compétences ne se perdent pas. Le gouvernement les a au moins partiellement suivis sur ce point-là.

Ce que l'on sait cette semaine, c'est que les modalités d'urgence à charge administrative allégée du mécanisme « cas de force majeure Covid-19 » viendront à échéance avec la fin de l'état de crise le 24 juin. Ces trois derniers mois, et afin de garantir leurs liquidités, les entreprises se voyaient verser les 80 pour cent des salaires de leurs employés en inactivité en avance, sur base de moyennes de salaires estimées. Dans les prochaines semaines, les deux côtés devront faire les décomptes précis et des remboursements s'imposeront très certainement, de l'ordre de plusieurs centaines de millions d'euros, selon certaines sources. Les négociations qui échauffèrent les syndicats cette semaine concernaient les modalités de la continuation d'une forme plus nuancée de chômage partiel, adaptée aux besoins de différents secteurs jusqu'à la fin de l'année.

L'accord négocié au comité de conjoncture mardi et adopté par le conseil de gouvernement ce mercredi

propose désormais quatre cas de figure : premièrement les entreprises industrielles qui continueront de profiter de la possibilité du chômage partiel conjoncturel pour faire face aux perturbations des marchés, mais elles ne pourront alors pas licencier. Deuxièmement et typiquement, les entreprises des secteurs dits vulnérables, soit ceux qui ne peuvent pas retourner à une activité normale comme les mesures sanitaires leur imposent de fortes limitations de leurs activités – l'hôtellerie et la restauration ainsi que le tourisme, qui peuvent accueillir moins de clients, voire l'événementiel, qui ne peut pas fonctionner jusqu'à nouvel ordre. Elles pourront avoir recours à une procédure accélérée au chômage partiel structurel et licencier jusqu'à un quart de leurs effectifs pour raisons économiques, tout en s'engageant à les réembaucher si elles reviennent « à meilleure fortune ». La troisième catégorie concerne les entreprises autres, qui peuvent avoir recours au chômage partiel structurel dans une procédure accélérée pour un pourcentage dégressif d'un quart de leurs employés en juillet et août, puis vingt, puis quinze pour cent à la fin de l'année, ceci afin d'éviter les licenciements. Et quatrièmement, au-delà du quart des personnels en chômage partiel dans les secteurs vulnérables, ces entreprises devront avoir recours aux mécanismes classiques de restructuration, avec négociation de plans de redressement ou de maintien dans l'emploi. Les conséquences de la crise sur le chômage seront ainsi atténuées, ou du moins étirées dans le temps.

260 millions En parallèle, le ministre des Classes moyennes Lex Delles (DP) vient de déposer le projet de loi sur la mise en place d'un Fonds de relance et de solidarité, que la Commission européenne a approuvé le 2 juin. « La Commission a conclu que les mesures étaient nécessaires, appropriées et proportionnées pour remédier à une perturbation grave de l'économie d'un État-membre », écrit-elle dans sa prise de position. Le projet de loi déposé le 8 juin prévoit des aides directes mensuelles aux entreprises subissant une perte de leur chiffre d'affaires entre juin et novembre d'au moins 25 pour cent et qui n'ont pas licencié plus d'un quart de leur personnel. Afin qu'elles soutiennent le maintien dans l'emploi, ces subventions seront directement liées au nombre de salariés à temps plein : jusqu'à 1 250 euros par salarié en activité et jusqu'à 250 euros par salarié en chômage partiel pour le mois durant lequel l'aide est sollicitée. L'aide directe ne peut pas dépasser 800 000 euros par entreprise et est liée non seulement au chiffre d'affaires, mais aussi aux secteurs vulnérables – une liste exhaustive en énumère 25, de la pension pour animaux aux commerçants forains. À cela s'ajoute une aide directe pour micro- et petites entreprises. Cette enveloppe globale de 260 millions d'euros avalisée par Bruxelles devra aider à passer l'année. Sans perspective sur 2021, qui, même pour le Statec, est encore entourée de beaucoup d'incertitudes.

Zufallsgespräch mit dem Mann in der Eisenbahn

Fake Analyse

Romain Hilgert

Seit drei oder vier Jahren, vielleicht schon seit die CSV die Macht im CSV-Staat verloren hat, gebraucht die heimische Presse inflationär zwei bis dahin kaum bekannte oder kaum benutzte Begriffe: „Analyse“ und *Fake News*. Sie erscheinen als unversöhnliche Gegensätze. „Analyse“ verspricht als leuchtende Verkörperung des Guten Einsicht und Aufklärung. *Fake News* drohen als finstere Inkarnation des Bösen mit Blendung und Irreführung. *Fake News* werden von US-Firmen wie Facebook, Twitter und Youtube verbreitet, „Analysen“ von heimischen Medien wie *Luxemburger Wort*, *Forum* und *Reporter*.

Fake News sind kostenlos, weil sie der Beschaffung von Werbung dienen. Je haarsträubender sie sind, je mehr leidenschaftliche Zustimmung und Entrüstung mit ihnen *geshard* werden, umso mehr Anzeigenraum lässt sich über, unter und neben ihnen verkaufen. Falschmeldungen mit hohem Unterhaltungswert sollen Menschen mit niedrigen Einkommen und lückenhafter Bildung Ersatzerkklärungen für die Ungerechtigkeit ihrer Existenz liefern. Dadurch sollen die Adressaten am Ende die Unabänderlichkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse wenn nicht einsehen, so doch ertragen. Die Autoren – der Präsident der USA und pickelgesichtige Teenager, anonyme Offizien, angehende und erfüllte Nazis – arbeiten alle honorarfrei für Facebook, Twitter und Youtube.

„Analyse“ verspricht als leuchtende Verkörperung des Guten Einsicht und Aufklärung, Fake News drohen als finstere Inkarnation des Bösen mit Blendung und Irreführung

„Analysen“ werden gegen Entlohnung von Journalisten im Angestelltenverhältnis verfasst und müssen von den Lesern über Abonnement oder am Kiosk bezahlt werden. Sie sollen den Angehörigen der Mittel- und Oberschichten die Verbesserungswürdigkeit im Detail und damit Unabänderlichkeit im großen Ganzen der gesellschaftlichen Verhältnisse darlegen. Da sie bewusste Untersuchungskriterien für die Auseinandersetzung dieser Verhältnisse vermissen lassen, handelt es sich bloß um wichtigtuierisch „Eine Analyse“ überschriebene Kommentare. Immerhin enthält die Bezeichnung den intellektuellsten aller Buchstaben, ein Ypsilon. Meist sind es Aufzählungen bekannter Ereignisse der zurückliegenden Monate. Da sie bevorzugt in Organen mit katholisch-konservativen Wurzeln geübt werden, ist ihr Grundton humorlos und moralisierend.

Fake News verbreiten hysterisch, dass Bill Gates die Corona-Seuche erfunden hat, dass vaterlandslose Gesellen mit dem Ausländerwahlrecht die Nation zu zerstören beabsichtigen und Asylsuchende kostspielige BMW fahren. „Analysen“ berufen sich mit großer Ernsthaftigkeit auf die Lohn-Preis-Spirale des Index, die Laffer-Kurve der Steuereinnahmen, die Rentenmauer und den strukturellen Saldo der Staatsfinanzen. Weil *Fake News* für Unruhe sorgen können, „Analysen“ für Ruhe sorgen sollen, will die Regierung die einen bekämpfen und die anderen fördern. Deshalb schickt sie zur Warnung ihr Zentrum für politische Bildung in die Schulen, verlangt Parlamentsdebatten über die Rechtschaffenheit und Wahrheitsliebe der Presse und will die staatliche Pressehilfe an Qualitätskriterien knüpfen.

Alors qu'un quart des résidents craignent pour leur emploi, le gouvernement aide les entreprises et prolonge le droit au chômage partiel

„Totale Inklusion“



Sven Becker

In vielen Behindertenheimen dürfen die Bewohner noch immer nicht ohne Aufsicht raus – obwohl sie in der Lage sind, auf sich selbst aufzupassen und die Schutzauflagen einzuhalten

Ines Kurschat

„Ich habe nicht einmal das Recht, mich an die Regeln zu halten, weil ich hier nicht raus darf.“ Es sind eindringliche Worte, mit denen Carine Nickels ihre Lage und die anderer Bewohner des Behindertenheims in Dalheim beschreibt. „Ich würde ja gerne“, sagt die junge Frau in einem fünfminütigen selbstgedrehten Video. Zum zweiten Mal seit Ausbruch der Pandemie wendet sich die Bewohnersprecherin via *Youtube* an die Öffentlichkeit. „Die da draußen bekommen nicht mit, wie es uns hier drinnen geht.“

Von „totaler Inklusion“ hatte Corinne Cahen gesprochen: Mehr als elf Wochen nach dem ersten bekannt gewordenen Fall von Covid-19 habe es im Behindertenbereich keinen einzigen bestätigten positiven Fall gegeben, so die Familienministerin vergangene Woche gegenüber *Radio 100,7* stolz. „Das, was für alle Leute gilt, gilt auch für die Leute im Behindertenbereich, respektive das, was für die Leute im Behindertenbereich gilt, gilt auch für all die anderen Leute hier im Land“, so die Zwischenbilanz der DP-Politikerin.

Plausch auf der Terrasse Das erleben Betroffene jedoch ganz anders. „Das ist, wie wenn eine Bevölkerung einen Teller Suppe bekommt und dann heißt es, alle müssten die Suppe mit dem Löffel essen.“ Aber während „die normalen Leute“ einen Löffel bekommen, bekämen die Behinderten keinen Löffel, beschreibt Nickels die ungleichen Lebensrealitäten unter Covid-19. Dass Menschen, die zur Risikogruppe zählen oder die Regeln nicht verstehen, extra geschützt werden müssen, sieht sie ein: „Aber ich bin geistig fit; ich weiß, wozu die Schutzmaßnahmen gut sind, und halte mich daran.“ Trotzdem darf Nickels das Gebäude nur zum Plausch auf der Terrasse verlassen.

Dem Personal macht Nickels keinen Vorwurf. „Die Pfleger haben versucht, das Beste aus der Situation zu machen.“ Dass bis heute kein positiver Covid-19-Fall im Behindertenbereich gemeldet wurde, sei dem unermüdlichen Einsatz des Pflegepersonals zu verdanken, das unter hohem Druck und schwierigsten Bedingungen arbeite: Wie in vielen anderen Häusern fehlte es in Dalheim zunächst an Masken und Schutzkleidung.

Dass Menschen mit Behinderungen allgemein, insbesondere aber die, die in Heimen leben, nicht auf Augenhöhe einbezogen werden in Entscheidungen, die sie betreffen, kritisieren Behindertenselbsthilfegruppen wie Nëmme mat eis seit Jahren. Viele verlören fundamentale Rechte, wie das Recht, den behandelnden Arzt selbst zu wählen, sobald sie in ein Heim kommen, schreibt der OGBL in einem Kommunikee zur „maltraitance institutionelle“. „Die Corona-Krise hat die Diskriminierungen verschärft“, warnt Joël Delvaux, OGBL-Behindertenrechtsbeauftragter. Zwar sei

während des *Lockdown* die Bewegungsfreiheit der gesamten Bevölkerung eingeschränkt worden, aber: „In den meisten Behindertenheimen leben die Bewohner noch immer fast komplett abgeschottet“, stellt er fest. „Dabei zählt nicht jeder Behinderte automatisch zur Risikogruppe.“ Delvaux verweist auf die von Luxemburg ratifizierte UN-Behindertenrechtskonvention: „Menschen mit Behinderungen sind in sie betreffende Entscheidungen unbedingt einzubeziehen.“

Über ungleiche Behandlung im Vergleich zur übrigen Bevölkerung klagen auch Angehörige von Bewohnern in Alten- und Pflegeheimen. War zu Beginn der Pandemie jeglicher Besuch von außen verboten, variierte der Grad an Bewegungsfreiheit in den Strukturen je nachdem, in welchem Heim jemand lebt: „Es gab und gibt Häuser, da konnten die Bewohner direkt nach der Aufhebung des pauschalen Besuchsverbots wieder Besuch empfangen. Andere waren zum selben Zeitpunkt noch auf ihrem Zimmer“, berichtet Michèle Wennmacher von der Patientevertriebung.

Für viel Empörung hatte die Entscheidung von Heimträgern und Kliniken gesorgt, sogar im Sterbefall keinen Besuch zu erlauben. Enkelkinder berichteten davon, dass sie ihre an Covid-19-erkrankten Großeltern nicht verabschieden konnten und diese einsam starben, weil die Leitung es nicht anders gestattete (*d'Land* vom 1.5.). „Das waren schreckliche Geschichten“, erinnert sich Diane Dhur von Omega 90. „Für die Angehörigen ist das traumatisch.“ Die Präsidentin des Vereins für Palliativmedizin und Sterbebegleitung hatte die Regierung per offenen Brief aufgefordert, Todkranke vom Besuchsverbot auszunehmen.

Diese Praxis hatte die Familienministerin damit erklärt, die Regeln zum Besuchsrecht mache nicht sie, sondern das Gesundheitsministerium; die Entscheidung liege bei den Trägern. Erst als der öffentliche Druck so groß war, weil Angehörige ihre Geschichten via soziale Netzwerke teilten, gab die blau-rot-grüne Regierung ihr kategorisches Nein auf. Aber nicht sofort: Auf einer bemerkenswerten Pressekonferenz am 28. April beharrten Cahen und Marc Fischbach, Präsident des Heimträger-Dachverbands Copas, noch darauf, diese Entscheidung weiterhin den Heimleitungen zu überlassen. Am 4. Mai dann die Kehrtwende: Per Verordnung gestattete die Gesundheitsdirektion endlich Zusammenführungen von Todkranken und ihren Angehörigen – unter strikter Einhaltung der Schutzmaßnahmen wie Maske, Schutzanzüge und Sicherheitsabstand.

Doch was für Sterbenskranke mit einem Mal ging, geht für Gesunde weiterhin nicht, trotz offiziellem *Déconfinement*: Bis vor wenigen Wochen war Kindern unter 16 Jahren der Zutritt zu Al-

tersheime verboten, was zu absurden Situationen führte wie die, dass ein 16-Jähriger den gemeinsamen Opa besuchen konnte, der elfjährige Bruder aber nicht. Erst als frustrierte Kinder sich mit Protestbriefen an die Familienministerin wandten, wurde die Altersgrenze aufgehoben.

Pfleger als Aufpasser Dem *Land* liegen mehrere Berichte vor, wonach Alten- und Behindertenheime die Regeln um Ausgang und Besuch sehr unterschiedlich auslegen und umsetzen: So dürfen die Bewohner einer Einrichtung im Osten des Landes nur eine halbe Stunde Besuch empfangen, obwohl das Heim in einem Dorfliegt und die Anfahrtszeit aus der Hauptstadt mehr als 30 Minuten beträgt. Im Heim eines Trägers im Süden, in dem Menschen mit ähnlichen Behinderungen leben, gilt dagegen eine Besuchszeit von einer Stunde. Eine Erklärung für die ungleiche Behandlung gibt es nicht. Die meisten Treffen finden in einem eigens dafür hergerichteten Saal hinter Plexiglas, auf dem Balkon oder auf der Terrasse statt – unter Aufsicht durch das Personal.

„Wie sollen da persönliche Gespräche möglich sein?“, fragt Michèle Wennmacher. Eine Frau hatte sich bei der Patientevertriebung beschwert, die mit ihrem im Heim lebenden Ehemann nach Wochen Kontaktsperre endlich dringende Finanzfragen besprechen wollte. Sie durfte dies aber nicht unter vier Augen tun. „Die Frau hat das als Verstoß gegen ihre Menschenwürde erlebt.“ Joël Delvaux vom OGBL wird deutlicher: „Das ist eine Frechheit und zeigt, dass Heimleitungen elementare Rechte auf Privatsphäre nicht ernstnehmen“, empört sich der Gewerkschafter, der selbst in einem Rollstuhl sitzt. Oder, wie es ein Heimbewohner beschreibt: „Das ist strenger als im Gefängnis.“ Anwälte dürfen mit Häftlingen im Rahmen ihr Mandats ohne Aufsicht reden.

In einem anderen Heim sitzt das Personal bei Besuch in etwa drei Metern Entfernung. „Sie stören uns nicht“, erzählt ein Betroffener dem *Land*. „Aber gut finde ich das nicht.“ Die meisten Bewohner/innen seien noch im Zimmer eingesperrt und könnten bis heute nicht raus. Zur Erinnerung: Das pauschale Besuchsverbot hatte Staatsminister Xavier Bettel am 28. April (!) aufgehoben. Ein Bewohner, der die Einsamkeit nicht länger aushielt und mit dem Adapto-Bus kurzerhand eine Freundin besuchen fuhr, musste 14 Tage in Quarantäne. „Das war es mir wert“, sagt er bestimmt.

Auch im *Blannenheem* in Mersch, wo Angehörige von Bewohnern wegen einer angeblich miserablen Kommunikation und schlechten Behandlung durch die Heimleitung Alarm schlugen – dies nicht nur während Corona-Zeiten –, ging es unter anderem um Besuche, die verweigert, respektive erst mit zwei Wochen Verzögerung ermöglicht

Strenger als im Knast: In den Heimen existiert kein Mindestbesuchsrecht. Manch ein Angehöriger braucht nur für die Anfahrt eine Stunde – und darf dann maximal 30 Minuten mit Aufpasser bleiben

wurden: Der inzwischen vom Verwaltungsrat geschasste Direktor Jean-Paul Grün, durch Interim Christian Erang ersetzt, hatte die Verspätung im *Tageblatt* mit Lieferengpässen bei den Plexiglasschutzvorrichtungen begründet. Andere Bewohner/innen berichteten, ihnen seien zwei Wochen Quarantäne angedroht worden, sollten sie vor die Tür gehen. Angehörige bekamen eigenen Aussagen zufolge nur 20 Minuten Besuchszeit erlaubt.

Paternalistische Praxis „Wir haben binnen einer Woche Plexiglas ins Büro geliefert bekommen und eingebaut“, wundert sich Michèle Wennmacher. Der Verein, der sich für die Rechte von Patienten einsetzt, hatte sich, weil sich die Klagen häuften, des Falls *Blannenheem* angenommen und war zunächst mit einer Mitteilung, dann mit einer Pressekonferenz vergangene Woche an die Öffentlichkeit gegangen. „Uns ging es nicht um eine Entlassung des Direktors, sondern darum, dass der Träger mit den Heimbewohnern spricht und Lösungen findet“, unterstreicht Wennmacher. Bisher sei das nicht geschehen.

Dass Corona die Heimleitungen vor große organisatorische Herausforderungen gestellt hat, weiß sie: „Für uns alle war die Situation neu und unbekannt.“ Inzwischen aber hätten Ministerium und Träger genügend Zeit gehabt, alle nötigen Vorkehrungen zu treffen, meint Wennmacher: „Wir bekommen Beschwerden von Angehörigen, die ihr Besuchsrecht noch immer nicht voll ausüben können.“ Woran das liegt, sei unklar; die Praktiken unterschieden sich von Haus zu Haus.

In den Empfehlungen der Copas an die Heimleitungen vom 29. Mai zum *Déconfinement* steht allgemein und unverbindlich: „Anzahl und Dauer

der Visiten können erhöht werden“. Auf Nachfrage des *Land*, ob es ein Mindestbesuchsrecht gibt, das jedes Heim seinen Bewohnern gewähren muss, heißt es nur: „Nein, das gibt es nicht.“ Auch eine Liste mit den unterschiedlichen Regeln, nach Heim ausgeschlüsselt, führt der Dachverband nicht. Auf vielen Webseiten ist indes nicht zu erkennen, wie ein Haus Besuchs- und Ausgehrechte umsetzt – wenn da überhaupt etwas zu Covid-19 steht. Die Patientevertriebung wandte sich in einem Brief an die Copas, um Klarheit zu bekommen, bisher ohne Antwort. Auch bei den Behindertenheimen fehlt eine solche Gesamtübersicht.

Bewohner/innen, die ihre Rechte verletzt wähen, empfiehlt die Copas, sie mögen sich ans Seniorentelefon des Familienministeriums wenden. Auf die Nachfrage, wer kontrolliere, dass Heimleitungen das Besuchsrecht richtig umsetzen, geht die Copas nicht ein. Dabei steht in der Copas-Ethikcharta vom Oktober 2014, Bewohner/innen und Angehörige seien über „jedes wichtige Ereignis“ zu informieren, das sie oder ihre Angehörigen betrifft. Abhängige Personen hätten „die gleichen Rechte wie jede andere Person“, darunter der Respekt vor der autonomen Lebensführung und der Menschenwürde. Heimträger seien verpflichtet, ein „gerechtes Gleichgewicht zwischen Sicherheit und Selbstbestimmung“ zu suchen.

Fehlende Kontrolle Die nationale Menschenrechtskommission, die Antidiskriminierungsstelle CET und der Mediateur wollen solche und andere Missstände nicht länger hinnehmen: Sie fordern die Regierung auf, künftig eine Aufsicht für den Heimbereich einzusetzen. „Mehr als den Leuten zuzuhören, können wir derzeit nicht“, bedauert Ombudsfrau Claudia Monti. „Die Regierung muss uns die Zuständigkeit für die Aufsicht der Heimeinrichtungen übertragen“, sagt Monti.

Corinne Cahen hatte im *RTL*-Interview gesagt, die letzten Wochen und Monate seien „ganz schwer“ gewesen für die Heimbewohner, „aber auch für das Personal, das dort arbeitet“. Die mehr als 6 000 Mitarbeitenden hätten Großes geleistet und sich „formidabel um die Leute gekümmert“, so die Ministerin. Es sind Akzentsetzungen wie diese, die Betroffene nicht mehr hören mögen, wie sich in zahlreichen entrüsteten Kommentaren zeigt. Cahen weist die Kritik zurück: Ihr Ministerium erteile zwar das *Agrément*, also die Betriebserlaubnis. Die sei jedoch vorrangig ans Gebäude gebunden und habe „höchstens noch mit dem Personalschlüssel“ zu tun. „Wir mischen uns nicht in die Häuser ein. Das sind Privatunternehmen.“

Genau diese Passivität macht die Betroffenen zunehmend wütend: „Die spielen Ping-Pong mit uns“, sagt Joël Delvaux verärgert. Er sieht eine Politik auf dem Rücken von Menschen, die sich aufgrund von ihrer Gebrechlichkeit oder Behinderung nur schlecht wehren können und auf Hilfe angewiesen sind. Auch deshalb würden nur wenige offen reden: Sie fürchteten Repressionen und negative Konsequenzen für ihr Leben im Heim. „Das ist Quatsch“, findet Carine Nickels selbstbewusst. Die Rollstuhlfahrerin lässt sich das Wort nicht verbieten und glaubt nicht, dass es Vergeltungsmaßnahmen für Kritiker von Missständen gibt: „Ich sage immer, was ich denke.“ Als Bewohnersprecherin setzt sie sich für die Rechte ihrer Mitbewohner/innen ein. Im Prinzip hat jedes Haus einen Sprecher und/oder sogenannte Heimräte, bloß werden diese nicht immer konsultiert. Und im Covid-19-Krisenszenario wohl gar nicht.

„Ich habe ein Problem mit den Aussagen der Ministerin“, sagt Marc Spautz. „Die Heime fallen in ihren Kompetenzbereich. Ergo müsste die Familienministerin den Lead haben, wenn es darum geht, Maßnahmen im Heimbereich umzusetzen“, so der sozialpolitische Sprecher der CSV, der früher selbst das Familienressort innehatte. Er verweist auf Cahens Parteikollegen, Bildungsminister Claude Meisch, der das Recht auf Bildung trotz sanitärer Auflagen durchgesetzt habe. Spautz hat diese Woche eine aktuelle Stunde im Parlament zur Lage in den Heimen beantragt. „Was Herr Meisch kann, kann Frau Cahen sicher auch.“

Die Lockerungen des *Lockdown* sind für alle Menschen gleich. Wirklich? Menschen mit Behinderungen werden diskriminiert

Deutschland

Nepper, Schlepper, Hilfebetrüger

Martin Theobald, Berlin

Es war ein leichtes Spiel. Vor drei Wochen legte der Berliner Senat ein Hilfsprogramm für Unternehmen mit zehn bis 250 Mitarbeitenden auf, das schnelle Hilfe in Höhe von 25 000 Euro versprach, um die Auswirkungen der Corona-Pandemie für solche Firmen abzumildern, die einen Liquiditätsengpass hatten. Der Antrag konnte an einem Montagmorgen ab neun Uhr online bei der zuständigen Investitionsbank Berlin (IBB) gestellt werden. Benötigt wurden lediglich Angaben wie Umsatzsteuer-Identifikationsnummer und Handelsregisternummer des Unternehmens sowie die steuerliche Identnummer des Firmeninhabers. Geschätzte Dauer des Antrags: knappe drei Minuten. Im Kleingedruckten zum Hilfsprogramm wurden Liquiditätsplanungen und Bilanzen erwähnt, doch diese wurden im Onlineantrag nicht abgefragt, sondern seien erst auf Verlangen einzureichen. Bereits eine Woche später waren die Hilfgelder gutgeschrieben und ganz Berlin klopfte sich auf die Schulter, wie schnell, unbürokratisch und effizient die Unterstützung in Krisenzeiten abläuft.

Doch da hat Berlin die Rechnung ohne den Bund gemacht. Denn die Bundesregierung befürchtet einen massenhaften Betrug bei den Corona-Soforthilfen wegen einer zu laschen Verabrengpraxis durch das Land Berlin. Ramona Pop (Grüne), Wirtschaftsministerin in Berlin, bekam nun einen Brief vom Staatssekretär im Bundeswirtschaftsministerium Ulrich Nußbaum – der unter dem Regierenden Bürgermeister Klaus Wowereit selbst Finanzsenator in der Bundeshauptstadt war. Er drohte mit „signifikanten Rückforderungsansprüchen des Bundes“ und setzte eine Frist, bis zu der die Wirtschaftssenatorin sich erklären muss. Im Fokus steht dabei das Hilfsprogramm für Selbständige und Kleinstunternehmen mit bis zu zehn Mitarbeitenden. Sie konnten einmalig 9 000 bis 15 000 Euro beantragen. In einem ähnlich einfachen Verfahren. Nach Angaben der IBB wurden in

Der Berliner Senat hält sich bedeckt, wenn es um Zahlen und Statistiken zum Coronahilfe-Betrug geht. Der Bund droht mit Rückforderungen

diesem Programm bereits gut 209 000 Anträge bewilligt. Viel zu viele, sagt Nußbaum: „Bei der Konzipierung des Programms wurde die Anzahl der potenziell Berechtigten durch mein Haus anhand der vorliegenden Statistiken aus dem Unternehmensregister für das Berichtsjahr 2018 geschätzt.“ Demnach gebe es in Berlin rund 170 000 Unternehmen in der entsprechenden Größenklasse. Unter dem Strich seien dies 40 000 Anträge mehr, als es überhaupt mögliche Antragsteller gäbe, heißt es aus dem Bundeswirtschaftsministerium. Arbeitsauftrag an Berlin: „Ich bitte Sie daher zu prüfen, ob und in welcher Höhe ggf. Bundesmittel an Nichtberechtigte, etwa Vereine, die nicht wirtschaftlich und dauerhaft am Markt tätig sind, geflossen sind.“ Zudem beanstandete Nußbaum, dass bei Anträgen auch Kosten der privaten Lebensführung berücksichtigt worden seien, die nicht Teil der Betriebsausgaben seien.

Und damit nicht genug: Denn der Bundeswirtschaftsstaatssekretär weist auf eine Warnung des Landeskriminalamts Berlin von Anfang April hin, wonach die IBB „bei Antragsstellung weder die Identität des Antragstellers noch ob der zum anspruchsberechtigten Personenkreis gehört noch ob er von der Coronakrise überhaupt wirtschaftlich betroffen sei, prüfe.“ Nußbaum schließt: „Zudem hat Berlin meines Wissens in der ersten Auszahlungsphase auch Personalkosten bei der Ermittlung des Liquiditätsengpasses berücksichtigt, was aber durch die Vollzugshinweise ebenfalls nicht abgedeckt ist.“ Das einfache Einstreichen von Hilfe wurde Berliner Unternehmen leicht gemacht. Aus Regierungskreisen hieß es dazu: „Das in Berlin ist eine Katastrophe.“

Der Berliner Senat hält sich bedeckt, wenn es um Zahlen und Statistiken zum Coronahilfe-Betrug geht. Ende April, als die Überprüfung der Anträge in Berlin begann, wurde recht schnell ein Schaden von 750 000 Euro ermittelt. Eine Woche später lag die Schadenshöhe bereits bei 1,5 Millionen Euro. Bis dahin waren bei der Staatsanwaltschaft 160 Betrugsfälle anhängig, so Oberstaatsanwalt Thomas Fels, der die Abteilung zur Bekämpfung von Geldwäsche leitet und dieser Tage vor allem mit dem Subventionsbetrug durch unrechtmäßige Anträge auf Soforthilfe befasst ist. Rein rechtlich entsteht bereits ein Schaden, wenn ein Antrag mit falschen Angaben bei der IBB eingereicht wird.

Anfang Mai folgte in diesem Zusammenhang auch eine erste Razzia bei Salafisten, die im Verdacht stehen, zu Unrecht Corona-Soforthilfen kassiert zu haben. Einer der Verdächtigen war ein Bekannter von Anis Amri, der vor Weihnachten 2016 den Anschlag auf den Berliner Weihnachtsmarkt an der Gedächtniskirche verübte. Gleichzeitig auch eine erste Festnahme: Ein Ehepaar reichte gemeinsam mit einem Komplizen Anträge auf Soforthilfen



Die grüne Berliner Wirtschaftssenatorin Romana Pop zu Besuch bei Aussergewöhnlich Berlin

fe für sieben Firmen ein und forderte 80 000 Euro. Dabei gaben sie sich als Selbständige oder Kleinstunternehmer aus. Die Ermittler stellten im Nachgang fest, dass einige Firmen gar nicht existierten, bei anderen Angaben zur finanziellen Lage fehlten. Dennoch waren bereits 35 000 Euro geflossen. Die Auszahlung der restlichen 45 000 Euro konnte noch gestoppt werden.

Insgesamt wurden nach Angaben des Bundesfinanzministeriums im Rahmen der Soforthilfen für Selbständige und kleine Unternehmen bisher 12,6 Milliarden Euro bewilligt. Die vereinbarten Hilfsmaßnahmen, Kredite und Garantien, die eine Pleitewelle und einen rasanten Anstieg der Arbeitslosenzahlen verhin-

dern sollen, belaufen sich auf knapp 1,3 Billionen Euro – davon sind für 2020 430 Milliarden Euro haushaltswirksam. Vom ersten Nachtragshaushalt der Bundesregierung in Höhe von 156 Milliarden Euro an neuen Schulden im Bund sind bislang rund 65 Milliarden Euro noch nicht verbraucht. Sie sollen für die Finanzierung des zusätzlich geplanten Konjunkturprogramms verwendet werden, das am 26. Juni vom Bundestag beschlossen werden soll. Dieses wird wohl deutlich teurer werden als von der Bundesregierung bislang angegeben. Zudem ist unklar, ob die darin geplante Absenkung der Umsatzsteuer von Handel, Geschäften und Gastronomie aus tatsächlich weitergegeben oder zur Abfederung der eigenen Umsatzeinbrüche verwendet wird.

Israel

Diplomatischer Druck

Judith Poppe, Tel Aviv

„Gemeinsam mit der Europäischen Union sind wir der Ansicht, dass eine Annexion nicht mit internationalem Recht vereinbar wäre“, sagte der deutsche Außenminister Heiko Maas am Mittwoch Maas in Jerusalem nach einem Treffen mit seinem israelischen Kollegen Gabi Ashkenazi. Für Maas, der erklärtermaßen „wegen Auschwitz“ in die Politik gegangen ist, ist der Besuch in Israel ein Spagat – zwischen der Loyalität zum Völkerrecht und den UN-Resolutionen und dem historischen Engagement für Israel auf der anderen Seite. Dies gilt umso mehr als der 1. Juli nicht nur Stichtag ist für die geplante Annexion. Am selben Datum übernimmt Deutschland die Ratspräsidentschaft in der EU.

Deutschland werde sich weiter für Verhandlungen mit dem Ziel einer einvernehmlichen Zwei-Staaten-Lösung einsetzen. Doch zu möglichen Konsequenzen bei einer Annexion wollte er sich nicht äußern. Er halte nichts davon, in Zeiten, in denen Entscheidungen überhaupt noch nicht getroffen sind, mit Drohungen Politik zu machen: „Es ist die Zeit der Diplomatie und des Dialogs.“ Maas betonte mehrfach die „besondere Freundschaft“ zwischen den zwei Ländern, die vor 55 Jahren diplomatische Beziehungen aufgenommen haben. Deutschland trage eine besondere Verantwortung, die Erinnerung an die Shoah zu bewahren und sagte zu, dass Deutschland Yad Vashem, die weltweit wichtigste Holocaustgedenkstätte in Jerusalem, für zehn Jahre mit einer Million Euro jährlich unterstützen wird. Weitere drei Millionen gehen an den Shoah Legacy Campus der Gedenkstätte.

Nachdem Außenminister Jean Asselborn deutliche Worte gegen die geplante Annexion in Israel fand, versucht sein deutscher Amtskollege Heiko Maas es mit sanftem Druck

Kein Blatt vor den Mund genommen hatte dagegen der luxemburgische Außenminister Jean Asselborn Mitte Mai, als Asselborn sich vor einer Videokonferenz des EU-Außenministerrats für eine Verurteilung von Israels Plänen zur Annexion von besetzten Palästinensergebieten ausgesprochen. „Wenn man ein Territorium annektiert, das einem nicht gehört, dann ist das ein schwerwiegender Verstoß, eine Verletzung des internationalen Rechts“, hatte der dienstälteste EU-Außenminister der Deutschen Presse-Agentur in Brüssel gesagt. Das habe man in der EU auch so gesehen, als Russland 2014 die ukrainische Halbinsel Krim annektierte. Jean Asselborn und Heiko Maas, beides Sozialdemokraten, gelten auch privat als Freunde.

Maas' Amtskollege Gabi Ashkenazi kündigte an, den Nahost-Plan von US-Präsident Donald Trump auf verantwortungsvolle Weise umzusetzen. Die Initiative sei ein „wichtiger Meilenstein für die Region“. Ashkenazi betonte, man werde die Friedensverträge mit Israels Nachbarländern wahren.



Der deutsche Außenminister Heiko Maas mit seinem Amtskollegen Gabi Ashkenazi

Der Oberste Gerichtshof setzte derweil am Vorabend des Maas-Besuches ein Zeichen gegen die Politik der Landnahme und hob das sogenannte „Regulierungsgesetz“ auf. Das Gesetz wurde im Jahr 2017 von der Knesset verabschiedet, ist aber nie in Kraft getreten. Das Gesetz hätte es dem Staat erlaubt, privates palästinensisches Land zu enteignen, auf dem Tausende illegale Siedlungen, sogenannte Außenposten, gebaut worden sind. Dies sei verfassungswidrig und verletze das Eigentumsrecht und die Gleichberechtigung der Palästinenser*innen, so das Gericht.

Während die internationale Gemeinschaft alle Siedlungsaktivitäten als illegal betrachtet, unterscheidet Israel zwischen legalen Siedlungen, die vom Verteidigungsministerium genehmigt wurden, und illegalen Außenposten, die ohne die erforderlichen Genehmigungen gebaut wurden, mitunter auf privatem palästinensischem Land.

Die Gerichtsentscheidung könnte auch zur Bewährungsprobe für die neue Einheitsregierung aus Likud und Blau-Weiß werden. Netanjahus Partei Likud bezeichnete die „Einmischung des Gerichts“ als „unglücklich“ und das Gesetz als „wichtig für die Siedlungsbewegung und ihre Zukunft“. Doch Koalitionspartner Blau Weiß stärkte die Meinung des Obersten Gerichtshofes. Das Gesetz verstoße „gegen die verfassungsrechtliche Situation Israels“ und Blau-Weiß werde „dafür sorgen, dass das Urteil akzeptiert wird.“ Was das Urteil bedeutet, wenn es zu einer Annexion kommen sollte, ist nicht klar. Da keine Details zu der geplanten Annexion bekannt sind, auch nicht, welche Gebiete wann genau annektiert werden sollen, bleibt es Spekulation, ob eine Annexion die illegalen Siedlungen mit einschließen würde.

Mittlerweile erwägt Netanjahu laut der israelischen Internetzeitung Times of Israel wegen Schwierigkeiten im Kartierungsprozess, zunächst nur drei Siedlungsblöcke zu annektieren. Die restlichen Gebiete, also das Jordantal und weitere Siedlungen, könnten später folgen.

Die Palästinensische Autonomiebehörde hat derweil dem Nahost-Quartett – den USA, Russland, der EU und den Vereinten Nationen – einen vierseitigen Plan für einen palästinensischen Staat als Antwort auf den im Januar veröffentlichten Friedensplan der USA übermittelt. Der Ministerpräsident der Palästinensischen Autonomiebehörde, Mohammed Shtajje, sagte, dass der Plan der Autonomiebehörde die Schaffung eines „souveränen palästinensischen Staates“ vorsieht: „unabhängig und entmilitarisiert“ und mit „geringfügigen Änderungen der Grenzen, wo nötig.“

.....

-24%

ticker

.....

Claude Marx casse les codes



Le directeur général de la Commission de surveillance du secteur financier trône en première page de la dernière édition du magazine *Paperjam* paru en fin de semaine passée. Assis dans un fauteuil en cuir tel George Clooney dans la pub Nespresso (manque la tasse de café), le régulateur explique que son « job n'est pas de plaire », mais de surveiller et protéger. Dans un grand entretien (une rubrique sponsorisée par PwC) étalé sur six pages, Claude Marx s'y satisfait de l'arsenal répressif. Les lettres d'observation, les injonctions puis la sanction à proprement parler « dans des cas limités mais plus médiatisés », suffisent « entièrement » au travail de la CSSF, dit-il. Les procédures administratives engagées par la CSSF comme les avertissements, les blâmes, les amendes ou le retrait de licence (« dans un cas extrême ») sont aujourd'hui souvent publiées et les entités concernées nommées. Le *name and shame* évoqué par le régulateur constitue, selon ses propos, « une sanction plus importante que le montant à payer ». « Nous ne sommes pas devenus plus sanguinaires, nous appliquons les nouveaux textes européens », complète-t-il. Dans cet entretien, Claude Marx se prononce en outre pour une imposition des machines. « S'il existe de plus en plus de *robo-advisors*, ou si beaucoup de tâches de *back office* sont effectuées par des robots, il faudra imposer ces derniers. » Selon le patron de la CSSF, cette taxe sur leurs revenus compensera la perte de celle liée à ceux des travailleurs-humains qui auront disparu avec l'arrivée desdits robots. Le directeur général de la CSSF réapparaît cette semaine dans un entretien public en visioconférence avec le rédacteur en chef de *Paperjam*, mais cette fois pour le Paperjam Club, un club d'entreprises qui paient un abonnement pour réseauter et communiquer via « l'éco-système » *Paperjam* (Xavier Bettel et

Paulette Lenert ont récemment répondu aux questions de Nathalie Reuter dans ce cadre). Après l'annonce du partenaire commercial de l'entretien, Claude Marx révèle que la CSSF publiera dans les prochaines semaines à l'attention de ses ouailles, dont les banques, une lettre circulaire pour leur indiquer comment organiser le télétravail. Soulignant que le « sacro-saint secret professionnel » a perdu de sa superbe, que les conditions de sécurité et la connectivité par VPN ont progressé, Claude Marx indique revenir sur la politique « assez restrictive de la CSSF par rapport au télétravail » : « On a prévu d'abroger tout ce qui a pu être dit en matière de télétravail et d'émettre tout un nouveau guide de recommandations et de prescriptions », affirme-t-il avant de conclure par des réponses à des questions « qui n'étaient pas prévues », comme il l'a souligné. Claude Marx juge « exclu et impossible » tout engagement en politique et esquivent adroitement le sujet de la reconduction de son mandat à la tête de la CSSF le 4 février 2021, renouvelable « si les deux parties sont d'accord ». pso

Gekaufte Zeit

Le ministre des Finances, Pierre Gramegna (DP), l'avait présenté comme panacée, une autre réussite du « public-private partnership » et du « pragmatisme » à la luxembourgeoise. L'État allait garantir (à hauteur de 85 pour cent) 2,5 milliards de prêts bancaires, sous-traitant entièrement aux banques systémiques le soin de distribuer la manne. Une gigantesque délégation de pouvoir de l'appareil d'État à la place bancaire. À mi-parcours, l'expérience a fait un bide. Devant les députés de la Cofibu (Commission des Finances et du Budget), Pierre Gramegna a tiré un premier bilan désillusionné : Seulement 200 demandes officielles, dont la moitié ont été refusées. En moyenne, les montants se situaient à 250 000 euros, les taux entre 1,5 et trois pour cent. Les débiteurs étaient majoritairement des PME, provenant du secteur de l'Horeca et du commerce de détail. Selon le directeur de la CLC, Nicolas Henckes, le taux de refus de cinquante pour cent pourrait être une sous-estimation. Le vrai taux serait probablement encore plus élevé : « Ce qui se passe souvent en pratique, c'est que le

client se renseigne de manière informelle auprès de son conseiller bancaire. Celui-ci lui répond alors : 'Tu ne remplis pas les critères, laisses-tomber, tu n'auras aucune chance.' Il n'y a donc souvent pas de demande officielle. » Henckes dit également avoir recueilli une dizaine de témoignages de membres de la CLC auxquels les banques auraient proposé des taux de six pour cent, ce qui équivaldrait à une manière larvée de refuser un dossier. Le président de l'ABBBL, Guy Hoffmann, dit ne pas disposer de données sur le nombre de refus prononcés par les banques qui participent au programme de la garantie d'État (BCEE, BGL, Bil, ING, Banque de Luxembourg, Raiffeisen plus la Bank of China). Mais il assure que « notre banque [la Raiffeisen] n'a certainement pas décliné cinquante pour cent des demandes : On a eu beaucoup moins de demandes que prévu, or celles qu'on a reçues ont quasiment toutes été accordées ». Il concède que l'ABBBL avait peut-être été « trop optimiste ». En absence de prévisibilité, la plupart des sociétés hésiteraient à investir ou préféreraient d'abord épuiser leurs lignes de crédit existantes, dit Hoffmann. L'explication semble un peu courte. Car les banques apparaissent comme très frileuses, craignant un « tranfert du risque ». Alors qu'à première vue, le risque encouru semble très limité (à quinze pour cent exactement), les établissements de crédit savent que la garantie d'État ne jouera qu'en dernier ressort, après des années de procédures administratives et judiciaires. En attendant, les prêts défaillants pèseront sur leurs bilans. Elles semblent donc suivre leurs procédures usuelles du « risk management ». Nicolas Henckes ne veut pourtant pas « jeter la pierre » aux banques : « On a essayé, cela n'a pas fonctionné, alors faisons autre chose ». Il plaide pour une extension du programme des avances remboursables à un taux de 0,5 pour cent. Une manière d'« acheter du temps » pour résoudre les « problèmes structurels ». Les banques se sont par contre montrées généreuses en ce qui concerne les moratoires ; ils en ont accordé 17 000 (soit un taux d'acceptation de 95 pour cent), pour un montant cumulé de 3,6 milliards d'euros. Mais ce moratoire viendra à échéance d'ici six mois. Viendra alors le moment de vérité. bt

Claude Wirion,

le directeur du Commissariat aux assurances, démissionnera au 1er janvier 2021 de ses fonctions. Officialisé via le Mémorial B, ce départ à la retraite symbolise celle de toute une génération de hauts fonctionnaires (Jean Guill, Jeannot Waringo, Victor Rod, Guy Heintz) qui avaient accompagné le boom offshore depuis les années 1980. Le CV de Claude Wirion se distinguait de celui de ses collègues-fonctionnaires par un passage – assez rare pour un étudiant luxembourgeois – par le système des Grandes Écoles françaises (ENA et École Polytechnique de Paris). Après avoir intégré la fonction publique luxembourgeoise, Wirion entre dans l'Inspection générale des Finances, avant de rejoindre en 1992 le CAA en tant que superviseur de la branche, très stratégique, de l'assurance-vie. En 2015, il sort de l'ombre de Victor Rod et reprend la direction du CAA. L'instance de supervision des assureurs, qui aime à se présenter comme « réactive et accessible », aura joué un rôle central dans la pêche aux naufragés du Brexit, attirant une douzaine de compagnies d'assurances d'Outre-Manche. bt

La crise, smart pour le discount

Lidl communique cette semaine sur un investissement de 37 millions d'euros au Luxembourg pour trois magasins, respectivement à Huldange (onzième enseigne du groupe allemand au Grand-Duché), à Differdange (rénovation et agrandissement du supermarché existant) et à Dudelange (dépôt de permis de construire au mois de juin et achèvement en 2022). Le montant investi est à englober dans l'enveloppe de cent millions d'euros annoncée en 2016 (en présence du ministre de l'Économie Etienne Schneider, LSAP) pour les projets étalés jusqu'à 2023. Contacté cette semaine, le porte-parole de la chaîne pour le Belux avoue un « intérêt particulier pour Luxembourg-Ville et le sud du pays », un marché du discount encore vert et plein de promesses. « Oui on a des ambitions. Le segment des prix bas, notre ADN, est en croissance. On trouve une clientèle au Luxembourg », assure Julien Wathieu. Le porte-parole explique en outre que les supermarchés Lidl, qui emploient aujourd'hui 315

telle serait, d'après un calcul hasardeux concocté par le Statec « en période d'incertitude et sans disposer d'une visibilité conjoncturelle suffisante », la baisse des émissions pour 2020, suite au krach des ventes de carburants. Le confinement en mars et avril aurait fait chuter les ventes de 55 pour cent. Grâce à la pandémie, l'objectif de baisse des émissions sera donc « probablement atteint ». Au cas où il n'y aura pas de nouvelle vague massive d'infections, les volumes devraient rebondir de seize pour cent en 2021, restant toutefois en-dessous des niveaux de 2019. bt

personnes localement, ont connu une augmentation substantielle de leur chiffre d'affaires au début de la crise Covid-19, « sur les produits secs, la farine et le papier toilette notamment ». En avril-mai, la préférence des consommateurs s'est portée vers les fruits et légumes. pso

Vote Pierrot for the Euro

Pierre Gramegna, 62 ans, ministre des Finances (DP) depuis fin 2013, fait figure de vétéran de l'Eurogroupe et pourrait bien, cette fois-ci, prendre la tête de l'instance informelle longtemps (huit années) occupée par Jean-Claude Juncker (CSV ; photo en 2015, Conseil européen). Le titulaire du poste, Mario Centeno, a annoncé ce jeudi officiellement à ses camarades de la zone euro qu'il quittera ses fonctions le 13 juillet. Quelques jours plus tôt, Pierre Gramegna avait lui-même (rareté) salué sur Twitter le travail de son homologue portugais à la tête de l'Eurogroupe... alors que la plupart des observateurs ont en coulisse critiqué son manque de volonté et d'activité durant ses deux ans et demi de mandat. Le ministre des Finances luxembourgeois a considéré lundi sur *RTL-Télé* qu'une telle nomination serait un honneur, mais il ne se porte ouvertement pas candidat au poste. Il avait été précédé en 2017 par ledit Mario Centeno. Les élections législatives de 2018 (avec l'éventualité d'une alternance) et la présence d'un autre Luxembourgeois, Jean-Claude Juncker, à la tête de la Commission européenne, avaient concouru à sa mise à l'écart. Ces externalités ne nuisent dorénavant plus au « dessein international » de l'ancien diplomate. L'élection du prochain chef de l'Eurogroupe serait organisé le 9 juillet. pso





Laurent Mosar (CSV) piaffe d'impatience pendant la séance de questions au gouvernement mardi, avant de confronter le ministre des Communications Xavier Bettel (DP) à sa gestion du dossier SES

L'opérateur de satellites SES, gloire entrepreneuriale nationale, traverse une crise existentielle avec un plan social et une restructuration à la clef. Le sujet cristallise les tensions

Le fleuron au fusil

Pierre Sorlut

Bille en tête Au Cercle-cité mardi après-midi lors d'une séance parlementaire en format « Covid-19 », Laurent Mosar mâche frénétiquement son stylo noir. Il le pose sur son pupitre puis le remet en bouche. Le député CSV croise les jambes, se redresse puis les entrelace à nouveau. Le leader de l'opposition pour les polémiques économiques attend, impatient, la confrontation avec le ministre des Communications Xavier Bettel (DP) au sujet de sa gestion du dossier SES, dont l'État détient un tiers des droits de vote et trente pour cent du capital (via la SNCI et la BCEE). L'opérateur de satellites luxembourgeois a annoncé une restructuration et un plan social il y a dix jours. Dans un communiqué envoyé vendredi 29 mai en début de soirée (vieille ficelle de communiquer pour limiter l'écho médiatique que d'envoyer la mauvaise nouvelle une veille de weekend), le groupe basé à Betzdorf informe que dix à quinze pour cent de ses employés passeront sous les fourches caudines de la restructuration, y compris au Luxembourg.

Le groupe compte 2 159 salariés dans le monde selon le rapport annuel 2019, environ 650 au Grand-Duché. Internationalement, entre 215 et 324 personnes souffriront des multiples fermetures de sites annoncées. Leur évocation lève le voile sur l'empire SES. Les bureaux de Bruxelles, de l'Île de Man, de Zurich, de Varsovie et du centre-ville de Londres ferment leurs portes. Des relocalisations sont opérées vers d'autres sites : en périphérie de la capitale britannique, à Kiev, à Stockholm, à La Haye et au quartier général luxembourgeois. Pour autant, 60 à 70 personnes y seront bien concernées par un plan social d'ores-et-déjà annoncé par la direction. Cela émeut évidemment les syndicats. D'autant plus que SES a publié fin mai un bénéfice net de 300 millions d'euros pour 2019. Dans un communiqué envoyé aux rédactions en fin de semaine passée, « le LCGB et l'OGBL dénoncent une politique de licenciements secs au sein d'une entreprise qui est pourtant saine ».

Des salariés contactés se disent « surpris » des récentes annonces de plan social à Luxembourg, car beaucoup « se sentaient en sécurité » dans une entreprise substantiellement capitalisée par l'État. Ils disent comprendre la nécessité de restructuration, mais elle pourrait passer, selon eux, par des départs volontaires et des reclassements. Le nombre de licenciements n'a pas encore été officialisé. La discussion entre les syndicats et la direction dans le cadre de la procédure légale n'a elle-même pas officiellement démarré. Les syndicats rappellent dans leur communication que

Le plan social, chant des sirènes aux éventuels investisseurs dans le nouveau projet Networks

les délais pour la négociation de plans sociaux sont suspendus jusqu'à la fin de l'état de crise, le 24 juin. Une source syndicale explique néanmoins que des pourparlers ont débuté. Des membres du comité exécutif ont présenté via vidéoconférence la semaine dernière, l'impact que pourrait avoir le plan social sur leurs départements respectifs. Tous seraient concernés. La partie syndicale admet la bonne volonté de la direction en termes de discussion : « Ils ne sont pas obligés ». Celle-ci a été entamée avec la délégation du personnel et lors des traditionnels « staff meetings » il y a déjà quelques semaines en marge du déploiement du programme « Simplify and Amplify ». Mais la volonté de réaliser un plan social, sur laquelle le groupe ne semble pas vouloir revenir selon une source syndicale, tient à cette logique de simplification... et de rationalisation de la structure de coûts. Le groupe ambitionne de gagner entre quarante et cinquante millions d'euros annuels d'Ebitda (le résultat avant impôts, intérêts et surtout dépréciation et amortissements, ce qui a un effet quand on opère de couteux satellites par dizaines).

Pesanteur politique La direction se montre nerveuse au cours et en marge des discussions. « Ils essaient de ne pas faire de bruit. Ils n'étaient pas contents du tout de notre communiqué », nous indique un syndicaliste. L'instrumentalisation politique de ces développements économiques menace. Un observateur remarque néanmoins que la politique a bien assez de matière à polémique en marge de la gestion de la pandémie de Covid-19. Une prise de bec au sujet d'une entreprise privée (bien que capitalisée à trente pour cent par l'État et emblématique de l'esprit d'entreprendre national) paraîtrait déplacée.

Mardi à la « Chambre » et lors d'une conversation téléphonique le jour suivant, Laurent Mosar s'in-

quiète moins du plan social que du sort de la société, véritable fleuron de la diversification industrielle du Luxembourg au lendemain de la crise de la sidérurgie. À la fin des années 1980, SES lance le premier satellite Astra pour connecter les foyers à la télévision. Avec pour clients Sky, RTL Group, Canal +, ARD, ZDF ou Viacom (pour ne citer qu'eux), SES distribue aujourd'hui la vidéo dans 367 millions de foyers et touche, selon ses estimations, un milliard de personnes. 1,2 des deux milliards de chiffre d'affaires (soit 59 pour cent) provient de cette activité (selon la comptabilité du groupe... lequel la présente évidemment comme il entend pour autant que cela ne dérange pas aux normes IFRS). Or les revenus de la télévision par satellite s'érodent face à la démocratisation de l'internet à haut débit et la concurrence des plateformes de *streaming* (Netflix ou Amazon Prime). Finies donc les grosses marges bien juteuses tirées des marchés publicitaires et des abonnements aux bouquets de la sacrosainte télé. SES a dû se réinventer, notamment sous la houlette de Karim Sabagh entre 2013 et 2018, en acquérant la constellation de satellites de O3B en orbite terrestre moyenne (autour de 8 000 kilomètres d'altitude) et ainsi compléter sa flotte en orbite géostationnaire (à 36 000 kilomètres de la croûte terrestre) pour mieux distribuer de la donnée, notamment dans les endroits du globe peu accessibles ou sur des sites en mouvement (comme les avions via Gogo ou Eagle Eye ou les navires, via les opérateurs comme MSC). C'est ce qui est aujourd'hui désigné par l'activité Networks. Mais SES a cassé sa tirelire et doit rembourser une dette qui pèse aujourd'hui 3,22 fois son Ebitda annuel, soit quasiment quatre milliards d'euros. Alors que la marge bénéficiaire de l'activité Vidéo fond doucement année après année et que l'activité Networks progresse (*Land*, 02.08.2019). C'est en tout cas ce que la communication financière fait valoir. On pourra toujours relativiser la répartition des revenus par branche quand ceux-ci proviennent d'une même infrastructure qu'est la constellation de satellites. Pour se donner une idée, le groupe SES recense plus de filiales (120 selon nos calculs), liées à différents services offerts, que de satellites (autour de 70). Comment retracer depuis l'extérieur les origines et destinations exactes des recettes ?

État de siège L'inquiétude transparait par le truchement des marchés. L'action de SES s'est effondrée, passant de 28 dollars en 2015 à 6,93 à l'ouverture des bourses européennes ce jeudi 11 juin 2020. Ces années sont qualifiées de « difficiles » par Romain

Bausch, président sortant de l'entreprise, après plus de deux décennies de croissance presque obscène. La figure tutélaire de l'opérateur témoignait auprès du *Land* début mars 2020. Le cours de l'action SES venait de s'effondrer à un plus bas historique de cinq euros, consécutivement à l'annonce d'un sabrage du dividende (de moitié) et d'une révision des objectifs financiers à la baisse. « Le cash est là », confiait Romain Bausch, mais la société ne fait plus rêver en termes d'investissement. Des projets de constellations de milliers de satellites en orbite basse (Leo) portés par les *fancy entrepreneurs* Elon Musk (Starlink) et Jeff Bezos (Kuiper) assombrissent les ambitions d'apparence plus conservatrice de la quadragénaire SES. D'autant plus que l'opérateur de Betzdorf est le seul à avoir parié sur le Meo (orbite moyenne). L'annonce du plan social a fait grimper la valeur de l'action d'un euro. Mais elle a rechuté ensuite.

Le député Laurent Mosar interpelle le Premier ministre et ministre des Communications dans ce contexte, à l'aube de la scission des activités Vidéo et Networks envisagée depuis le mois de mars dans le cadre du programme « Simplify and Amplify ». De quelle nature sera cette séparation ? Est-ce que le siège de la filiale Networks, le cas échéant, déménagera aux États-Unis où les marchés s'obtiennent et se jouent ? Quelle stratégie l'État luxembourgeois suit-il ? Ces questions sont effleurées par Xavier Bettel. « SES est une entreprise privée » pour qui l'on veut « n'empêcher dat besch ». Cela passe selon le Premier ministre, par une politique d'innovation, d'avantage de flexibilité, mais aussi une rationalisation, ce compris un plan social, « pour rester compétitif » et garder un bon *credit rating* afin d'accéder à des emprunts bons marchés. « Mais le Luxembourg est et restera le siège de cette firme », a martelé Xavier Bettel en arguant des accords de concession (renouvelés en décembre jusqu'en 2042) pour exploiter l'arc géostationnaire luxembourgeois.

Mercredi, Laurent Mosar n'est pas convaincu par les réponses du ministre de tutelle de SES. Le groupe perd sa *Milchbouk* (la vidéo) et sa situation financière générale « est très fragilisée », croit savoir le député CSV. Ce qui placerait SES sous la menace d'un « unfriendly takeover », notamment de la part de Télésat Canada, une hypothèse déjà évoquée la veille au Cercle-cité, qu'il tient d'une source chez SES qui tire elle-même l'information de la presse spécialisée. Laurent Mosar s'interroge en outre sur la place de l'État dans le capital d'une éventuelle *spinoff*

Networks. « Je suppose qu'un investisseur tiers n'acceptera pas un État actionnaire avec une minorité de blocage », comme c'est le cas au niveau du groupe... qui lui-même perdrait son ADN national. Laurent Mosar souligne que « le président et le CEO ne sont plus luxembourgeois » et que la présence de nationaux s'amenuise.

Red line Cette « éventuelle séparation des activités Vidéo et Networks au sein de SES » selon les éléments de langage diffusés par le département communication demeure officiellement schématique. « We had started initial discussions through engagement with rating agencies, tax specialists and investors but we will only be able to provide an update on this by end of Q3 », dit la responsable des relations presse aux journalistes pressés. L'on comprend néanmoins que SES devra lever des capitaux pour financer ses projets de développement dans le « réseau ». Un partenaire industriel, un consortium financier ou éventuellement une cotation en bourse permettraient de lever les fonds nécessaires. La question de la dilution des voix de l'État se posera en fonction du contrat d'association (si par exemple des parts au niveau du groupe sont échangées contre des parts au niveau de la filiale et du cash). Selon une source proche du gouvernement, ses représentants ont plusieurs fois rappelé (encore une fois cette semaine au cours d'un conseil d'administration en vidéoconférence mardi) aux autres actionnaires que la présence du siège de SES et de l'essentiel de l'activité Networks devaient demeurer au Grand-Duché. Telle est « la ligne rouge ». L'ambition consiste à développer des applications liées à la communication par satellite autour de Betzdorf. Un parallèle peut être établi avec RTL, autre société liée à l'État par concession qui a annoncé un plan social il y a moins d'un an : développer des services autour d'infrastructures et de compétences existantes.

Dans un entretien au *Wort* cette semaine, le CEO Steve Collar assure que « la main d'œuvre au Luxembourg continuera d'augmenter ». La ritournelle schumpétérienne de la destruction créatrice – « Nous sommes en sureffectif dans certains domaines et en sous-effectif dans d'autres » – est réservée. Elle résonne toutefois ici comme un chant des sirènes adressé aux éventuels investisseurs dans le nouveau projet Networks. On habille la mariée et on montre qu'une société avec un État disposant d'une minorité de blocage peut avancer sur un plan social quand cela est nécessaire.



Le ministre de tutelle de l'opérateur de satellites, Xavier Bettel (DP) tente d'étouffer le début de polémique devant des députés visiblement plus concernés par la réouverture des aires de jeux que par le destin d'une entreprise emblématique

Die Berechnung der „wirklichen“ Inflation bereitet vielen Menschen große Freude

Spaß mit Mathe

Martin Ebner

Was kommt jetzt als Nächstes? Keine Frage für deutsche Bestseller-Autoren: erst ein deflationärer Schock, dann Hyperinflation. Sein Vermögen müsse man nun in „Sachwerte“ retten. Praktischerweise haben Max Otte, Dirk Müller, Matthias Weik und Marc Friedrich jeweils auch passende eigene Investmentfonds im Angebot; Markus Krall rät als Sprecher der Degussa Goldhandel eher zu Edelmetall. Mit dem Boulevardmagazin *Focus* sind sich die Crash-Propheten einig: „Die offizielle Inflation stimmt hinten und vorne nicht.“

Dass die Teuerungsrate ebenso verlogen sei wie die Arbeitslosenquote, das Wirtschaftswachstum und andere staatliche Zahlen, ist längst ein Gemeinplatz. Die EU-Kommission erfasst seit 2003, wie EU-Bürger die Inflation wahrnehmen. Erst 2017 hat die Europäische Zentralbank (EZB) diese Umfragen einmal ausgewertet: Von 2004 bis 2015 sei die „tatsächliche“ Inflation im Euro-Raum 1,8 Prozent gewesen – die „wahrgenommene“ aber 9,5 Prozent. Die Luxemburger etwa tippten auf 7,2 Prozent statt auf 2,5 Prozent, die Rumänen gar auf 20,1 statt auf 5,7 Prozent. Selbst bei den staatsgläubigen Schweden war die gefühlte Inflation gut doppelt so hoch wie die amtliche.

Sind Hausfrauen, die täglich einkaufen, vielleicht einfach zu doof, die Entwicklung der Kaufkraft richtig einzuschätzen? Das würden Forscher im Auftrag der EZB nie behaupten. Sie formulieren: „Frauen, Niedrigverdiener und Personen mit niedrigem Bildungsniveau tendieren dazu, höhere Inflationsniveaus wahrzunehmen und zu erwarten.“

Vielleicht können ja die Statistiker keine realistischen Warenkörbe basteln? Das wiederum würden Jan Swiatkowski, Marius Puke und Hans-Peter Burghof niemals schreiben. Die Ökonomen der Uni Hohenheim in Stuttgart haben vom 1. Februar bis 20. April 2020 auf den Internetseiten von fünf europäischen Supermarktketten die Preise von rund 30 000 Produkten verfolgt. Während der Corona-Krise habe

sich der Verbrauch drastisch gewandelt: kein Benzin, keine Reisen, kein Sport, dafür mehr Nudeln, Reis und Klopapier. Folglich sehe die Teuerung anders aus als mit dem offiziellen Warenkorb gemessen.

In den ersten Wochen „haben die Unternehmen die Preise nur zögerlich angepasst und es vermieden, die Krisensituation für kurzfristige Gewinne zu missbrauchen“, finden die Stuttgarter Forscher. Dann aber seien die Preise deutlich gestiegen, besonders für Backwaren (zum Beispiel Kekse: +45%), Fertigprodukte (Tiefkühlkost: +33%), Obst und Gemüse (Tomaten: +23%). Im Schnitt seien Lebensmittel in den vergangenen Monaten um 0,8 Prozent teurer geworden. Wenn dieser Trend anhalte, ergebe sich für das Jahr eine Inflation von 3,8 Prozent – viel mehr als von der EZB erwartet. Das könnte „eine fehlerhafte Geldpolitik auslösen“, warnen die Wissenschaftler: Es sei fraglich, ob die Inflation „tatsächlich einen so großen Spielraum für eine Erhöhung der Geldmenge zulässt“.

Das offizielle Inflationsmaß der EZB ist der „Harmonisierte Verbraucherpreisindex“ (englische Abkürzung: HICP), der von den europäischen Statistikbehörden erfasst und zweimal monatlich veröffentlicht wird: Wenn Olivenöl in Griechenland billiger wird, fühlen sich auch Haushalte in Finnland gleich besser. Natürlich nur ein bisschen, denn mehr als eine Million Preise werden mit hochkomplexen Berechnungen klassifiziert, gewichtet, saisonbereinigt, qualitätsadjustiert und europaweit harmonisiert.

Eine erste „Schnellschätzung“ meldet für Mai 2020 einen HICP von 0,1 Prozent, nach 0,3 im April und 0,7 Prozent im März. Nur wenige EU-Länder verzeichnen derzeit Inflation (Slowakei 2,0%, Deutschland 0,5%, Frankreich 0,2%), die meisten jedoch Deflation. Für Luxemburg zum Beispiel werden minus 1,6 geschätzt – im Januar war es noch offiziell plus 2,5 Prozent. Verantwortlich dafür seien europaweit vor allem gesunkene Energiepreise (-12%), während unverarbeitete Lebensmittel (+6,5%) teurer wurden.

„Frauen, Niedrigverdiener und Personen mit niedrigem Bildungsniveau tendieren dazu, höhere Inflationsniveaus wahrzunehmen und zu erwarten“, schreiben Forscher der EZB

Die „Covid-19-Eindämmungsmaßnahmen“ werden von den EU-Statistikern durchaus zur Kenntnis genommen. Zum Beispiel ist es recht schwierig, Preise von Flugtickets zu erfassen, wenn kein Flugzeug fliegt. Deshalb werden für sie bei der Berechnung des Warenkorbs „imputation rules“ angewandt: Um den (fiktiven) Preis für April 2020 zu bestimmen, wird der Wert vom März 2020 mit dem Faktor 1,05 multipliziert, denn im vergangenen Jahr hatten sich Flüge von März bis April um fünf Prozent verteuert. Ähnlich wurden immer schon die Preise von saisonalen Produkten berechnet, wenn diese gerade „out of season“ sind, also nur auf dem Papier erhältlich.

Kritiker sehen im Hantieren mit esoterischen Bewertungs- und Gewichtungsfaktoren nichts als Lug und Trug. Die Teuerung bei Vermögenspreisen werde vorsätzlich ausgeblendet, die Inflation künstlich niedrig gerechnet. Der HICP sei reiner Hohn: Wenn die Armen sich kein Brot mehr leisten können, sollen sie doch billigere Fernreisen buchen, von besseren Computern profitieren und sich über ihre gestiegenen Aktien freuen...

Der Amerikaner John Williams bloggt über Statistik-Tricks. Die „Kerninflationsrate“ zum Beispiel blendet Lebensmittel- und Energiepreise aus, weil diese zu volatil und auslandsabhängig seien – sie misst die Verbraucherpreise mit Ausnahme der Preise, für die sich Verbraucher hauptsächlich interessieren. „Hedonische Bewertung“ macht Autos auf dem Papier billiger, weil sie immer besser würden – Qualitätsverschlechterung, etwa geplanter Verschleiß, wird dagegen nicht erfasst. Die „owners' equivalent rent of primary residence“ (OER) misst die Miete, die Hausbesitzer zahlen würden, wenn sie Miete zahlen würden. Sozialleistungen werden der offiziellen Inflation angepasst. Williams findet, sie müssten bei einer halbwegs korrekten Berechnung „be more than double what they are today“.

Für Statistiker scheint der beliebig gestaltbare OER-Fantasiefaktor unwiderstehlich zu sein. Die EZB, bei der gerade eine „Strategieüberprüfung“ läuft, liebäugelt mit einer Neuberechnung der Inflation nach US-Vorbild. Der deutsche Bankenverband ist dafür: Es gebe „relevante Bedenken, dass Kosten für selbstgenutzten Wohnraum in der Verbraucherpreisentwicklung der Eurozone unterrepräsentiert sind“.

Niedrige Inflationszahlen sind angenehm: Arbeiter verlangen dann weniger Lohnerhöhung, das Wirt-



Ungarn gab 1946 eine Banknote mit dem bis heute unübertroffenen Nominalwert „100 Millionen Billion-Pengő“ heraus (100 Trillionen). Mit einer Verdreifachung der Preise pro Tag hält Nachkriegsungarn bis dato den Inflationsweltrekord, vor Simbabwe (2009) und Jugoslawien (1994)

schaftswachstum sieht größer aus, Regierungen und andere Schuldenmacher müssen weniger Zinsen zahlen, und allgemein ist die Stimmung besser. Vor allem aber kann die EZB die Geldschleusen immer weiter öffnen, ohne das deklarierte HICP-Ziel zu verfehlen („unter, aber nahe 2%).“

Dabei ist umstritten, ob Warenkörbe, ständig aktualisiert und leicht zu manipulieren, überhaupt ein geeignetes Maß sind. Nach dem Ökonomen Milton Friedman ist Inflation „immer und überall ein monetäres Phänomen“ – und ihre Berechnung ganz einfach nach der Faustformel „Wachstum der Geldmenge minus Wirtschaftswachstum“. Für Deutschland zum Beispiel ergäbe sich damit von 2001 bis 2012 eine Inflation von 66 statt den amtlichen zwölf Prozent – pro Jahr eher sechs als die verkündeten 1,55 Prozent. Falls die Zahlen zu Geldmenge und Wirtschaftswachstum stimmen.

Da „Familien die Dinge ganz anders sehen als die Ökonomen“ und „viele Menschen die Teuerung als stärker wahrnehmen“, schlägt Oren Cass, der Leiter der konservativen Denkfabrik American Compass, eine neue Messlatte vor. Sein „Cost-of-Thriving Index“ misst die Kosten eines vierköpfigen Haushalts (die größten Ausgabeposten: Miete für ein Haus

mit drei Schlafräumen, ein Auto, Krankenversicherung für die Familie, ein Semester an einem öffentlichen College) im Verhältnis zum Wochenlohn eines männlichen Vollzeit-Arbeitnehmers. Ergebnis: 1985 musste ein Durchschnittsmann für den *American Way of Life* 30 Wochen arbeiten – heute bräuchte er 53 Wochen. Heißt in Wirklichkeit: die Frau zur Arbeit schicken, Ansprüche verringern, Schulden machen, Staatsknete beantragen.

Ob ein Mann eine Familie gründen und ernähren können soll, will Cass nicht diskutieren: Nach wie vor seien über 70 Prozent der Amerikaner der Meinung, dass das einen „guten Ehemann“ ausmache. „Früher konnte ein Mann das, jetzt nicht mehr.“ Die aufgepolierte offizielle Inflation sage nichts über die Finanzierbarkeit von (oft sozial normierten) Bedürfnissen einer Familie, über die wahren Lebenshaltungskosten aus: Ein noch so großer TV-Bildschirm nütze nichts, wenn man sich keinen Zahnarzt mehr leisten kann. Die sich öffnende Schere zwischen den Kosten eines Mittelklasse-Lebens und dem Durchschnittsverdienst, sei „eine zentrale Tatsache, die die Öffentlichkeit offenbar lange vor den Ökonomen verstanden hat“. Normalbürger können allerdings auch nicht so schön rechnen.



Die deutsche Industriestadt Singen leistete sich 1923, während der Hyperinflation, für 1,5 Milliarden Mark ein zwanzig Meter langes Brückchen aus Beton

Les livres des Editions d’Lëtzebuerger Land
En vente en librairie et sur www.land.lu

Les élites conservatrices luxembourgeoises et l’université de Fribourg, 1890-1940 – (III)

Les « old boys » fribourgeois et la droite

Claude Wey

« Aber nicht nur Theologen waren von Luxemburg nach Freiburg gekommen, sondern Schüler der verschiedensten Fakultäten fanden sich nach und nach dort ein » (Molitor 1956 : 95). Tels sont les propos d'Édouard Molitor (1912-1999) par lesquels il commence la partie « Im Dienste der Heimat » de son étude biographique *Monseigneur J. P. Kirsch. Das Lebensbild eines Gelehrten*. Et le biographe clérical d'insister sur le rôle que le prélat et professeur en archéologie chrétienne Jean-Pierre Kirsch (1861-1941) a tenu dans le recrutement d'étudiants laïcs luxembourgeois à l'« alma mater friburgensis ».

Car, au-delà de la présence d'étudiants cléricaux luxembourgeois au pays d'Uechtland (voir à ce sujet « Le professeur et ses disciples compatriotes » dans le *Land* du 29 mai), Kirsch, en tant qu'homme de réseaux et savant d'influence, a su attirer des étudiants laïcs, qui plus tard occuperont des fonctions dirigeantes au sein de cette nébuleuse que nous appelons la droite conservatrice luxembourgeoise d'avant les années 1960.

Jean-Pierre Kirsch et les élites de la droite catholique luxembourgeoise

Afin d'appréhender à sa juste valeur la relation entre l'université de Fribourg et la droite politique luxembourgeoise, nous entamons notre étude avec le prélat Kirsch. Au début fut donc le Dippachois Kirsch. Rappelons que le dignitaire et savant ecclésiastique est né dans un milieu familial frappé du coin du conservatisme clérical et politique (voir à ce sujet « Un prélat académique » dans le *Land* du 22 mai).

Deux de ses oncles maternels ne sont autres que le père rédemptoriste Jean-Pierre Didier (1837-1896) ainsi que le maire de Rodenbourg-lès-Junglinster et député du groupe catholique conservateur Jean-Baptiste Didier (1834-1916). Complétons ce tableau familial par le fils du député-maire et cousin de Kirsch, à savoir André Jean-Baptiste Didier (1874-1946), qui, à son tour, est élu à la Chambre des députés comme candidat du Parti de la droite en 1925 avant d'occuper le poste de bourgmestre de Rodenbourg à partir de 1929. Il sera destitué de sa charge de maire le 4 avril 1945 pour s'être « rendu coupable, durant l'occupation ennemie, d'agissements antipatriotiques de nature à compromettre ses fonctions » (arrêté grand-ducal du 4 avril 1945).

« Sans vouloir l’annexer, nous considérons un peu comme nôtre votre université. » Nicolas Margue en 1948 sur l’université de Fribourg

Puis, retenons le frère de Jean-Pierre Kirsch, l'ingénieur Nicolas Kirsch-Puricelli (1866-1936), qui, sans revêtir un poste politique d'importance, peut être considéré à la fois comme un personnage d'influence au niveau transnational et un serviteur de l'État luxembourgeois. Marié à Olga Puricelli (1857-1935), l'héritière de la « Rheinböllerhütte » située aux confins du Hunsrück, Nicolas Kirsch se voit confier la mission de « luxemburgischer Geschäftsträger beim Deutschen Reich » durant les années 1925-1934 (www.industrie.lu).

Décidément Kirsch se meut dans un contexte sociopolitique que l'on ne saurait restreindre à la seule dimension cléricale – du moins au niveau du Luxembourg et de la Grande Région. Car au-delà de ses relations familiales, Jean-Pierre Kirsch saura cultiver ses réseaux d'influence tant idéologiques que politiques jusque dans les hautes sphères de l'État grand-ducal. Pour preuve, relevons les liens collégiaux, voire amicaux, qu'il cultive sa vie durant avec Raymond de Waha (1877-1942).

Fidèle à sa narration biographique au style édulcoré, Molitor souligne les relations tant personnelles que professionnelles entre le prélat savant fribourgeois et le professeur et politicien : « Bei seinem treuen Freunde, Herrn Baron Raymond de Waha, stieg er regelmäßig für acht Tage ab, und im stillen Heim am Rande des Stadtparks, in der Rue Pierre d'Aspelt N° 1, gab es jährlich ein frohes Wiedersehen.

Beide verband eine langjährige Freundschaft. Beide hatten viele gemeinsame Freunde im Lande der Wissenschaft; denn auch Herr de Waha hatte in Freiburg studiert und war später Professor an einer Reihe ausländischer Universitäten gewesen » (Molitor 1956 : 94).

En lisant ce passage, l'on peut supposer que Kirsch et de Waha se connaissent depuis la fin des années 1890, quand le baron fréquente l'université de Fribourg avant de poursuivre son cursus universitaire, entre autres à Munich et à Paris, pour occuper ensuite des postes académiques en économie politique, comme « Privat-Docent » à l'université de Munich ou comme professeur « an einer Kölner Hochschule » (Weber 2019 : 322 ; Molitor 1983 : 91). Or, comme c'est le cas pour son collègue et ami Kirsch, la carrière professionnelle de l'économiste ne se limite point au monde savant.

À côté de sa trajectoire transnationale au niveau académique et scientifique, de Waha connaît également une carrière publique bien ancrée dans le champ politique luxembourgeois. Membre du Parti de la droite, le baron de Waha siège d'abord à la Chambre des députés de 1919 jusqu'au tout début de l'année 1920, avant d'être nommé le 5 janvier membre du gouvernement présidé par Émile Reuter (1874-1973). Ce dernier peut être considéré comme l'homme fort du conservatisme catholique et monarchique luxembourgeois, tout au moins entre 1914 et le milieu des années 1920. Ainsi dirige-t-il du 28 septembre 1918 au 20 mars 1925 un gouvernement connaissant des remaniements successifs.

Raymond de Waha, à côté d'autres « anciens Fribourgeois » comme Alphonse Neyens (1886-1971) et Joseph Bech (1887-1975), fait partie de l'équipe gouvernementale de Reuter en sa qualité de directeur général de l'Agriculture et de la Prévoyance sociale, pour se voir conférer, à partir du 15 avril 1921, un troisième portefeuille, à savoir celui de l'Industrie (Thewes 2003 : 77-78). De Waha démissionnera de ses fonctions ministérielles le 23 avril 1924.

À ces quelques indications biographiques, l'on se doit de relever la dimension mondaine de l'habitus du baron. Neveu de Charles de Waha, qui fut directeur général des Travaux publics entre 1905 et 1915, Raymond de Waha épouse en 1922 Alix de la Kethulle de Ryhove (1888-1965). À son entrée dans



Karl Lessel, *Die Entwicklungsgeschichte der kanonistisch-scholastischen Wucherlehre im 13. Jahrhundert*. Druck der St. Paulus-Gesellschaft, 1905. Page de titre

le gotha belge, il faut ajouter selon l'historienne Josiane Weber ses « ausgezeichnete[n] Kontakte zu hochrangigen Berliner Politikern » (Weber 2019 : 322), ainsi que ses présences sur le parquet diplomatique, notamment comme chargé d'affaires aux États-Unis au début des années 1920.

En la personne de Raymond de Waha, le prélat Kirsch trouve au Luxembourg un collègue idéal, sinon un frère d'âme intellectuel et idéologique. Le binôme Kirsch-de Waha va d'ailleurs perdurer en tant que réseau d'influence tout au long de plusieurs décennies. Comme en témoigne la lettre du 1^{er} janvier 1939 que Kirsch adresse de Rome à son disciple et jeune confrère Émile Donckel (1904-1979). Rédigée à un moment où Jean-Pierre Kirsch et Raymond de Waha sont âgés respectivement de 77 ans et de 62 ans, l'information illustre à bien des égards que, même au crépuscule de leurs carrières brillamment réussies, ils ne ménagent point leurs efforts pour conseiller les jeunes intellectuels clérico-conservateurs.

Ainsi, Kirsch tient à mettre au courant Émile Donckel de son échange épistolaire avec le baron : « R. de Waha hat mir ausführlich geschrieben über die Unterredung, die Du mit ihm und mit Prof. Zettinger gehabt hast. » Et d'étaler ensuite les considérations suivantes : « De Waha sprach von einer Stelle in einer klösterlichen Anstalt in Remich. Glaubst Du, daß es etwas Passendes für Dich wäre ? » Puis Kirsch continue : « Ich habe auch den Gedanken erwogen, ob Du wieder nach Rom kommen solltest. Aber es gibt dafür große Schwierigkeiten » (Lettre publiée dans Malget 1979 : 114-115).

Finalement Émile Donckel restera au Luxembourg (voir à ce sujet « Le professeur et ses disciples compatriotes » dans le *Land* du 29 mai). Même s'il s'agit dans ce « cas d'exemple » de la carrière d'un disciple clérical, l'on peut s'imaginer aisément une démarche similaire de la part du duo Kirsch-de Waha dans le patronage concernant un jeune intellectuel laïc ouvert aux idées politiques du conservatisme catholique.

À côté de la « piste de Waha », le prélat fribourgeois cultive le contact avec d'autres ténors de la droite luxembourgeoise. Ainsi avons-nous pu détecter dans la lettre « Kirsch-Donckel » du 21 août 1930 le renseignement suivant : « so daß mich briefliche Mitteilungen erreichen p. Adr. Herrn Advokat-Anwalt Loutsch, Königsring, Luxemburg » (Lettre publiée dans Malget 1979 : 104-105). Même si l'adresse postale indiquée par Kirsch ne contient que le nom de famille du destinataire, il y a de fortes raisons de supposer qu'il s'agit de Hubert Loutsch (1878-1946), dont l'étude d'avocat est bel et bien située au numéro 5, boulevard Royal.

Même si, au moment où la lettre est rédigée, l'« avocat avoué et député » Hubert Loutsch est membre du mouvement politique « Union nationale indépendante », il n'en demeure pas moins que sa notoriété politique est liée en premier lieu à son passé de politicien du Parti de la droite, et plus particulièrement à sa fonction de président du gouvernement grand-ducal entre le 6 novembre 1915 et le 24 février 1916.

Exécutif éphémère s'il en est, composé uniquement de membres du Parti de la droite, le gouvernement Loutsch est littéralement imposé par la Grande-Duchesse Marie-Adélaïde (1894-1924) malgré le fait qu'il « ne peut pas s'appuyer sur une majorité à la Chambre des députés » (Thewes 2003 : 66). En dépit de la décision de la jeune souveraine de dissoudre la Chambre, les élections législatives anticipées au 23 décembre 1915 ne procureront pas au gouvernement conservateur la majorité escomptée à la Chambre. Et à peine trois semaines plus tard, le gouvernement Loutsch sera forcé à la démission suite à un vote négatif portant sur la question de confiance (Thewes 2003 : 66).

Au-delà de ses relations avec des hommes politiques conservateurs, Kirsch a noué tout au long de sa vie des liens avec le monde des associations clérico-conservatrices luxembourgeoises, comme avec l'« Akade-

(Suite en page 12)



Raymond de Waha (1877-1942) photographié en 1920 alors qu'il était chargé d'affaires aux États-Unis ; page de titre de sa publication *Die Finanzpolitik der Schreckensherrschaft in der ersten französischen Revolution*, Leipzig, 1903



(Suite de la page 11)

miker Verein ». Fondé en 1910, l'AV prévoit en premier lieu « [d]ie Pflege des katholischen Lebensideals inmitten der akademischen Jugend des Luxemburger Landes » (Lommel cit. dans Margue 2008 : 529). Non seulement Kirsch a adhéré à un certain moment à l'association, mais il en restera membre jusqu'à un âge très avancé. Dans une lettre datée au 17 septembre 1931 et adressée à Émile Donckel, le septuagénaire Kirsch relate les propos suivants : « Ich hatte in Luxemburg keine Gelegenheit, meinen Beitrag für den Katholischen Akademikerverband zu entrichten » (Lettre publiée dans Malget 1979 : 105-106).

Cette adhésion va bien au-delà d'un geste de complaisance, puisque l'AV luxembourgeois fait partie du mouvement international d'étudiants catholiques « Pax Romana », dont la fondation s'est faite en 1921 à Fribourg. À noter que l'AV y fut représenté par l'un des disciples fribourgeois de Kirsch, à savoir l'ecclésiastique et futur historien de l'art Richard Maria Staud (1891-1970) (Molitor 1983 : 106).

Kirsch a également concouru au développement de la « Katholischen Volkshochschule » au Luxembourg. Ainsi, dès sa création en 1904-1905, il y assure à plusieurs reprises des conférences : « Die christlichen Denkmäler des römischen Forums » (1905), « Ursprung der christlichen Basiliken » (1906), et vers la fin de la Grande Guerre « Die Ausgrabungen von San Sebastian und ihre christliche Bedeutung ». Il a également su convaincre des collègues fribourgeois, comme l'évêque de Fribourg, Genève et Lausanne Marius Besson (1876-1945) ou le médiéviste Gustav Schnürer (1860-1941), de tenir des conférences à la « Katholische Volkshochschule » de Luxembourg (Molitor 1956 : 93).

Cet engagement de Kirsch dans le monde des élites conservatrices luxembourgeoises va de pair avec son activité « d'attirer à Fribourg un certain nombre de ses compatriotes » (discours de Nicolas Margue cit. dans Molitor 1956 : 107).

Le catholicisme politique et idéologique luxembourgeois et sa pépinière fribourgeoise

Outre Raymond de Waha, c'est certainement Charles alias Karl Lessel (1877-1957) qu'il faut relever en premier lieu parmi les étudiants laïcs luxembourgeois de la première génération ayant fréquenté l'université de Fribourg pour compter plus tard parmi les forces actives du catholicisme politique luxembourgeois. Originaire de Grevenmacher, Lessel s'inscrit à la faculté de droit de Fribourg pour y réussir en 1898 « den ersten Teil der Lizentiatprüfung [...] mit großer Auszeichnung » (*Obermosel-Zeitung* du 31.10.1898), puis soutient sept ans plus tard sa thèse de doctorat intitulée *Die Entwicklungsgeschichte der kanonistisch-scholastischen Wucherlehre im 13. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte der mittelalterlichen Wirtschaftstheorien*.

Édouard Molitor tient à préciser le rôle déterminant que le jeune Lessel occupe au sein de l'élite clérico-conservatrice luxembourgeoise après sa formation à l'« alma mater friburgensis » : « Im Herbst [...] 1905 traten fast gleichzeitig die drei Männer ins *Luxemburger Wort* ein, die einen neuen Aufstieg herbeiführen sollten. Es waren Dr. Charles Lessel, Jean Origer [1877-1942] und Émile Hentgen [1880-1940]. »

Et Molitor de préciser au sujet de l'ancien étudiant fribourgeois : « Ein ausgesprochener Hang zum Schreiben ließ ihn, trotz anderer Möglichkeiten, die Journalistenlaufbahn einschlagen. Da Lessel auf allen Wissensgebieten außerordentlich bewandert war, schien er der gegebene Mann zu sein, der stark angeschlagenen Zeitung wieder neues Ansehen zu verschaffen. Dieser etwas vornehme, etwas überlegen zurückhaltende Redakteur besaß auch die hervorragende Gabe, auf höherer Ebene zu polemisieren, ohne dabei in jene Trivialitäten zu fallen, von denen der Luxemburger Journalismus damals weitgehend zu leben schien » (Molitor 1963 : 26).

Joseph Bech, Pierre Dupong, Nicolas Margue, Pierre Frieden, Aloyse Hentgen – Pour la droite politique, Fribourg constitue un lieu que l'on prend soin d'intégrer dans les itinéraires de formation



Aloyse Hentgen (1894-1953) en mars 1949 lors de la conférence Benelux à La Haye

Pour l'historien ecclésiastique, connu pour ses jugements idéologiques partisans, il ne fait point de doute que Lessel est « einer der Bahnbrecher des katholischen Journalismus » (Molitor 1956 : 95). Encore faudrait-il ajouter que la ligne rédactionnelle déployée par Lessel et ses collègues Origer et Hentgen constitue en premier lieu le reflet d'un journalisme politique très combatif. Un constat que l'ancien journaliste et administrateur délégué du groupe Saint-Paul, Léon Zeches (*1942), ne semble pas désapprouver, comme en témoigne son affirmation en 2014 : « Das Gewicht dieses intellektuellen Triumvirats im öffentlichen Leben zeigte sich im Kampf mit dem seit 1908 bestehenden Linksblock von Liberalen und Sozialisten, ab 1912 bei der Auseinandersetzung über das Schulgesetz, beim Konflikt um Großherzogin Marie-Adelheid, nach dem Krieg beim Referendum über die Monarchie, bei der Forderung des Wahlrechts für die Frauen ... » (Zeches 2014 : 19).

Pour le trio journalistique Lessel-Origer-Hentgen, c'est d'abord la question scolaire qui offre une occasion de choix tant médiatique que politique de charger, en étroite relation avec l'évêché, contre le gouvernement de Paul Eyschen (1841-1915), organe exécutif soutenu par le Bloc des gauches, majoritaire à la Chambre des députés. Lorsque, en 1912, le directeur général Pierre Braun (1872-1956) dépose un projet de loi scolaire visant entre autres le rôle de l'Église dans les écoles primaires, le tollé est général dans les milieux clérico-conservateurs.

Le clergé, sous la houlette de l'évêque Jean-Joseph Koppes (1843-1918), s'oppose farouchement à la suppression des « certificats de moralité délivrés par les curés aux instituteurs » (Thewes 2003 : 57), ainsi qu'à l'article 26 de la loi prévoyant l'enseignement des cours de religion aux seuls ministres du Culte, « émancipant ainsi les instituteurs » (Tausch 1975 : 97 ; Moes 2012 : 21).

En étroite collaboration, l'évêché et le *Luxemburger Wort* fustigent le gouvernement Eyschen et le Bloc des gauches, tout en s'opposant catégoriquement à toute réforme « libérale » au niveau de l'enseignement primaire. Si nous nous attardons quelque peu sur la « loi Braun », c'est que le journal du Vatican *L'Osservatore Romano* lui consacre le 24 mars 1912 un article non signé développant les considérations suivantes : « S'il est vrai que, en comparaison avec les lois existantes, ce projet ne présente pas une amélioration du point de vue religieux, mais au contraire, laisse tomber le droit, pour les curés, d'exercer dans l'école, par de fréquentes visites, le contrôle de l'éducation et de l'instruction religieuse et morale donnée par le corps enseignant ; néanmoins il contient encore des dispositions propres à conserver à l'école le caractère de chrétienne [...] ». Puis d'avancer un constat conclusif : « Comme on le voit, c'est une loi chrétienne mais aussi une loi de progrès/progressiste » (Article de *L'Osservatore Romano* [trad. fr.] publié dans Hellinghausen 2018 : 75-76).

Bien que critique envers le projet de loi, la tenue rédactionnelle et l'allure argumentaire de l'article se caractérisent par un ton finalement modéré et nuancé, des qualités journalistiques que l'on ne retrouve guère à l'époque dans les prises de position du *Luxembur-*

ger Wort. Or, ce qui fait le prix de l'article romain – comme le présume l'historien de l'Église Georges Hellinghausen –, c'est qu'il est sorti « probablement de la plume de Mgr Jean-Pierre Kirsch » (Hellinghausen 2018 : 45 ; Weber 2019 : 117).

En d'autres termes, l'auteur présumé Kirsch n'hésite pas à se prononcer sur une question que l'on ne saurait réduire à la seule dimension ecclésiastique et religieuse, puisqu'elle concerne en premier lieu une redéfinition des rapports entre l'État luxembourgeois et l'Église catholique. Dans cette question hautement politique, Kirsch se démarque aussi bien de l'évêque Koppes que des ténors du *Luxemburger Wort*, dont fait partie l'« ancien fribourgeois » Karl Lessel, par une position moins radicale et davantage nuancée. Tout prélat-savant qu'il est, Kirsch se dévoile ainsi aussi comme fin tacticien politique.

Une qualité qui n'est certainement pas pour déplaire à certains étudiants, voire anciens étudiants luxembourgeois de l'université de Fribourg. Tout au moins ceux qui manifestent une certaine sensibilité pour le catholicisme politique et qui feront partie plus tard des élites conservatrices, comme en témoigne le « listing » présenté par Édouard Molitor : « An ihrer Spitze sind zu erwähnen Joseph Bech [1887-1975], Pierre Dupong [1885-1953], Nicolas Margue [1888-1976], Pierre Frieden [1892-1959], vier Namen, die untrennbar mit der Geschichte des modernen Luxemburg verbunden bleiben. In Freiburg studierten auch der viel zu früh dahingeschiedene Minister Aloyse Hentgen [1894-1953], sowie der jetzige Direktor der Sankt Paulus-Druckerei Stadtschöffe Dr. Camille Kasel [...] » (Molitor 1956 : 96.)

Parmi les personnages retenus figurent bien évidemment les ténors du conservatisme luxembourgeois, qui marqueront chacun à sa manière le cours politique du Luxembourg, du moins depuis la Première Guerre mondiale jusqu'à la fin des années 1950. Ainsi Joseph Bech, Pierre Dupong et Pierre Frieden représentent et symbolisent à eux seuls la suprématie politique de la droite durant le XX^e siècle luxembourgeois, puisqu'ils dirigent les gouvernements grand-



Les « anciens Fribourgeois » Pierre Dupong (1885-1953) et Joseph Bech (1887-1975)

ducaux entre 1926 et 1959 : Bech du 16 juillet 1926 au 5 novembre 1937, Dupong du 5 novembre 1937 jusqu'à sa mort inopinée le 23 décembre 1953, puis de nouveau Bech de fin décembre 1953 à fin mars 1958, à un moment où Frieden va prendre la relève pour une très courte durée, à savoir jusqu'au 23 février 1959, jour de son décès.

À ce trio, Molitor ajoute les noms de Nicolas Margue et d'Aloyse Hentgen, qui tous les deux deviennent au cours de leur trajectoire politique des hommes d'influence, d'abord au sein du Parti de la droite, puis du CSV, de même qu'ils accéderont durant leur vie publique aux honneurs ministériels : Margue, entre autres comme ministre de l'Instruction publique et de l'Agriculture du 5 novembre 1937 au 10 mai 1940, puis de nouveau comme membre du gouvernement grand-ducal entre le 21 avril 1945 et le 14 juillet 1948 ; Hentgen, comme ministre des Affaires économiques et de l'Agriculture du 14 juillet 1948 au 2 septembre 1950.

Toutes primordiales et décisives que soient les trajectoires politiques des Dupong, Frieden, Margue et Hentgen au sein du champ sociétal et politique luxembourgeois, il y a lieu d'ajouter que leurs rayons d'action et d'influence professionnels dépassent largement le niveau purement politico-politicien. Retenons pour Dupong qu'il est non seulement un juriste de qualité mais également un penseur du christianisme social, et notons que Hentgen fut en 1920 le co-fondateur de la société d'assurances « La Luxembourgeoise » ; tandis que Frieden et Margue furent, avant leurs carrières politiques, des enseignants de lycée qui ajoutèrent à leur engagement professoral une activité d'auteur : Frieden comme essayiste et philosophe, Margue surtout comme historien.

Si Molitor mentionne à la fin de sa petite présentation le nom de Camille Kasel, il oublie pourtant de préciser que l'échevin de la ville de Luxembourg fut également député du CSV à la Chambre entre 1945 et 1951. Et il passe également sous silence Alphonse Neyens qui, député de 1914 à 1915 puis membre des gouvernements présidés par Émile Reuter, occupe le poste de directeur général des Finances entre le 28 septembre 1918 et le 20 mars 1925. Un autre oubli de Molitor concerne l'un des rares « anciens Fribourgeois » qui fera une carrière politique plus qu'honorable en dehors du milieu conservateur, à savoir le libéral Gaston Diderich (1884-1946), qui occupe le poste de bourgmestre de la ville de Luxembourg entre 1921 et 1940, puis de 1944 à 1946, tout en étant membre de la Chambre des députés de 1918 à 1940 et de 1945 à 1946.

Excepté Camille Kasel, qui fréquente l'université de Fribourg à partir du semestre d'hiver 1915-1916 pour y soutenir plus tard sa thèse de doctorat intitulée *Der Oedipus des Sophocles und der Oedipus des Seneca*, tous les autres étudiants luxembourgeois qui entameront plus tard une carrière politique au sein du Parti de la droite limitent leurs séjours fribourgeois à l'un ou l'autre semestre. Un état de fait qui s'explique en très grande partie par le très particulier système de formation universitaire propre à un petit pays dépourvu de toute structure d'enseignement postsecondaire, voire académique.

Jusqu'à la fin des années 1960, donc bien au-delà des années 1890-1940 qui nous concernent, beaucoup de jeunes luxembourgeois s'inscrivent dans des universités à l'étranger tout en passant leurs examens au Luxembourg devant une commission d'examen nommée par le gouvernement grand-ducal. Ce système, appelé « collation des grades », a permis durant des décennies aux étudiants luxembourgeois de décrocher à la fin de leurs cursus universitaires le « doctorat luxembourgeois », diplôme qui les qualifie à exercer au Grand-Duché une profession libérale comme, entre autres, les métiers d'avocat, de notaire ou de médecin, ou bien d'entamer une carrière comme professeur de lycée, magistrat ou haut-fonctionnaire au sein des institutions de l'État.

Ainsi, comme bien d'autres étudiants luxembourgeois, les Bech et autres Dupong, Margue, Frieden,



Hentgen et Neyens poursuivent leurs études académiques au sein de plusieurs universités européennes avant d'entamer leurs carrières professionnelles au Luxembourg. L'étudiant en droit Joseph Bech passe le semestre d'hiver 1907-1908 et celui d'été 1908 à Fribourg, avant de fréquenter l'université de Paris ; Pierre Dupong s'inscrit d'abord à la faculté de droit de Berlin, puis il étudie pendant le semestre d'été 1909 à Fribourg avant de continuer sa formation universitaire à Paris. Nicolas Margue, par contre, prépare ses examens en philosophie et lettres successivement à Munich, Paris, Strasbourg et finalement à Fribourg, où il suivra les cours et séminaires durant le semestre d'été 1910.

Pour Pierre Frieden, qui entreprend également des études de philosophie et de lettres, nous retenons les étapes suivantes : Fribourg, où il s'inscrit pour le semestre d'hiver 1913-1914, puis Zurich, Genève et Munich. Et pour Aloyse Hentgen, le parcours de formation en sciences juridiques se résume à des séjours universitaires à Paris et à Fribourg, où il étudiera à partir du semestre d'hiver 1914-1915 jusqu'au semestre d'été 1916. Terminons par Alphonse Neyens, dont le séjour au pays d'Uechtland s'étale sur deux semestres, à savoir ceux d'hiver 1905-1906 et d'été 1906, avant qu'il prolonge sa formation en sciences juridiques à l'Institut catholique de Paris et à la Sorbonne (Archives de l'État de Fribourg – AEF. Rapports de l'université de Fribourg : « Autorités, professeurs et étudiants », Rps 14, 1890-1962/63).

Il y a donc lieu de constater que pour les ténors de la droite politique, Fribourg constitue un lieu universitaire prisé que l'on prend soin d'intégrer dans des itinéraires de formation très individualisés. Contrairement aux étudiants cléricaux luxembourgeois, le séjour fribourgeois pour les étudiants laïcs est, dans la plupart des cas, limité à l'un ou l'autre semestre d'études.

À propos du degré d'influence des « old boys » fribourgeois

Malgré la durée limitée de leurs séjours universitaires à l'« alma mater friburgensis », il nous semble que ceux qui intégreront après leur retour au Grand-Duché l'élite politique du conservatisme catholique doivent pourtant beaucoup à l'enseignement académique fribourgeois. D'aucuns parmi eux prennent ainsi connaissance à l'université de Fribourg d'un courant tant idéologique et politique que religieux qui détient un rôle important dans le développement du catholicisme politique durant la première moitié du XX^e siècle.

Citons à ce sujet le dominicain Jean-Dominique Barthélemy (1921-2002) de l'université de Fribourg : « Il faut noter que, après la confiscation des biens de l'Église, le Collège Stanislas de Paris, berceau du Sillon de Marc Sangnier [1873-1950], s'était transféré à Fribourg et que, de 1903 à 1905, Auguste Cholat étudia à l'Université avant de devenir à Lyon le rédacteur en chef de l'hebdomadaire *Demain* qui, de 1905 à 1907, fut une tribune largement ouverte aux tendances sillonnistes et modernisantes au sein du catholicisme. Aucune université n'eut plus de professeurs que celle de Fribourg parmi ceux qui patronnèrent *Demain* ou y collaborèrent » (Barthélemy dans Ruffieux I : 150).

Pour les maîtres-penseurs du catholicisme politique et de la démocratie chrétienne au Luxembourg – comme les « anciens fribourgeois » Pierre Dupong, Alphonse Neyens, Nicolas Margue et Pierre Frieden –, le christianisme social de Marc Sangnier et de son mouvement « Le sillon » constitue un point de référence tant philosophique que conceptuel qu'ils essaient d'intégrer, d'abord parcimonieusement dans les programmes politiques du Parti de la droite, puis plus résolument dans la ligne programmatique du CSV à partir de 1944-1945.

Saisie sous cet angle, la droite luxembourgeoise doit beaucoup au « quatuor » Dupong-Neyens-Margue-Frieden, comme à bien d'autres « fribourgeois » que nous avons évoqués dans la présente étude ainsi que dans nos deux premiers articles (voir les éditions du *Land* du 22 et du 29 mai). Tous ensemble, nous les appréhendons sous le terme d'« old boys » fribourgeois. Leur contribution à la position dominante des élites politiques conservatrices et du milieu clérical au Luxembourg entre 1920 et 1960 est bien réelle. Non moins important est donc l'apport intellectuel et scientifique de l'université de Fribourg dans le développement des élites conservatrices et cléricales luxembourgeoises.

Saisie dans ce contexte, la formule de Nicolas Margue prononcée le 8 mars 1948 lors de son discours fribourgeois en l'honneur de Jean-Pierre Kirsch, revêt une importance allant bien au-delà de la symbolique culturelle et politique. Nous la rappelons pour conclure : « Sans vouloir l'annexer, nous considérons un peu comme nôtre votre université ».

L'inventaire détaillé des références bibliographiques et documentaires pourra être consulté sur www.land.lu à partir du 1^{er} août 2020.

Die kleine Zeitzeugin

Bitte ein Meer!

Michèle Thoma

Eben erst war der kühnste Traum, den wir zu träumen wagten, der vom Alltag. Bitte, liebe Virologen-götter, schenkt uns unsern Alltag wieder!, winselten wir. Der Alltag ist das Allergeilste, die beschissenen Kolleg/innen auf der beschissenen Arbeit, der Stress, das beschissene System zu erhalten oder auch nur sich selber, mit immer den gleichen Gesten, Floskeln, Ritualen, Zwängen, ach, was will man mehr! Hamsterradeln, *come back*, bittebitte, auch wenn eine Radtour mit Familie wirklich auch sehr, sehr schön ist. Wirklich auch schön, was einen so umgibt, ohne dass man sich je bedankt hätte. Das Unkraut auf dem Hundekackiweg am Wegrand, Facebook-Daumen hoch! Was will man mehr?

Vielleicht ein Meer, wisperst aber schon bald ein tief verdrängtes inneres Stimmlein, jede Menge Körperzellen begehren auf, sie wollen sofort Salz auf der Haut und Sundowners, aber bitte nicht auf der zubetonierten Terrasse der nächsten Ortschaft, wo die unvermeidlichen Nächsten sich zuprosten.



Immerhin Wasser. An der Mosel bei Schengen

Die Strandflöhe überleben sowieso nicht, sie sind wegdesinfiziert. Die Menschen liegen auf Bahren hinter Plexiglas. Zuerst wird aber Fieber gemessen

Am ersten Tag danach, am zweiten schon weniger. Sie wollen etwas anderes sehen und andere sehen. Sie wollen ...

Raus! Raus. Der Außenminister steht auf der Brücke zum Ausland, lasst uns raus! Wir wollen rüber machen nach Trier. „Grande Région“ klingt plötzlich ganz groß. Die Luxemburger/innen kriegen zwar einen Hotelgutschein, um die Feuchtgründe und Regenwälder vor der Haustür noch tiefer zu ergründen. Unterwegs zum Stau im Stau, wo es so heimatisch ist, so Heimat pur, nichts ist mehr Heimat als der Stau, können sie einfach aussteigen und sich in einer heimatischen Herberge noch heimatischer fühlen. *Paschtéit mat Fritten!*

Aber dann schauen sie über den Tellerrand. Schluck, etwas fehlt. Ein Meer! Wir haben keins. Das ist unfair.

Wir wollen auch eins! Aber derzeit kriegen nur die Corona-Streber/innen eins, und auch nur eins von Corona-Streber/innen. Die Luxemburger/innen, die in Corona nur so mittel sind, bekommen zum Beispiel noch kein griechisches Meer. Oder sie quartieren sich erst mal vierzehn Tage in Diogenes' Tonne ein.

Alles ist nämlich wirklich perfekt durchorganisiert. Gerade die Länder, die von den Erbsen- und Cent-zähler-Nordländern in der EU immer als Chaoten-länder diffamiert werden, zeigen jetzt, was man un-

ter Disziplin versteht. Das Reisefieber der Reisenden wird gemessen. Wer noch nicht getestet ist, wird bei der Ankunft getestet und harrt in einem Spezialquartier seines Schicksals. Für clean Befundene werden ins supercleane Hotel abtransportiert, wo Maskierte sie schon erwarten. Im Hygienezone-Zimmer bitte nichts Unhygienisches, wie Bücher, rumliegen lassen! Beim Sex nicht keuchen, bei offenem Fenster fliegen die Aerosole 20 Meter weit, bis in die Nasenhöhle eines unschuldigen Passanten! Bei geschlossenem Fenster würden sie sich zusammenballen und die täglich anrückende Desinfektionsmannschaft anfallen. Und in Italia bitte Einweggummihandschuhe nicht vergessen!

Wir geben alle Kontaktdaten her und meiden Kontakt und Dates, man muss ja auch nicht dauernd rumquatschen. Sich aus der Ferne zunicken reicht ja eigentlich. Wir streicheln nur noch Delfine. Scheiße, die Nerze haben auch Corona. Aber die tragen ja nur die Exzentristchen am Strand. Die Strandflöhe überleben sowieso nicht, sie sind wegdesinfiziert. Die Menschen liegen auf Bahren hinter Plexiglas. Zuerst wird aber Fieber gemessen. Die Strandbars sind geschlossen, aber es gibt Maskenhändler/innen.

Niemand kann sich mehr zu nah heran hirschen oder pirschen. Niemand kann mehr ein Büffet begrapschen. Menschenbegrapschen geht an manchen Meeren zwar schon noch, je nach Meernationalität und Abstandsregel, mit desinfizierten Einweggummihandschuhen.

Geiler Typ auf der Nebenbahre! Wie gefängnisromantisch hinter dem sexy Plexi. Ausbrechen, einbrechen, seine Aerosole inhalieren? Kamikaze-Küssen? Oder zuerst, denn vielleicht ist er ein Super-Spreader, bestimmt sogar, so ein Ischgl-Kitzloch-Typ, seine Tracing-App hacken?

Die wirklich guten Hotels locken mit ihren Intensivbetten. Alles ist bereit. Wenn eine Welle kommt. Oder ein Tsunami. Oder auch nur ein Cluster-Clan am Nebentisch, Abstand ein Meter, tafelt.

Sie können jederzeit alle beatmen. Sie können jederzeit alle einsperren.

Zu Gast

Verpasste Chance?

Carole Thoma

Während der Notstand in den nächsten Tagen auslaufen wird und sanitäre Maßnahmen langsam gelockert werden können, während Bevölkerung und Politik sich weniger stark auf die sanitäre Krise konzentrieren, wird immer offensichtlicher, dass wir jetzt einer sozialen und wirtschaftlichen Krise gegenüberstehen. Bereits vor Corona nahmen die sozialen Ungleichheiten in unserer Gesellschaft zu und die Zahl der von Armut Betroffenen wuchs ungebremst; dieser Trend wird voraussichtlich durch die Krise noch stärker befeuert. Das gesamte Ausmaß der wirtschaftlichen Krise ist heute nur schwer einzuschätzen und wird uns wohl erst in den nächsten Monaten vollends bewusst werden.

Noch beunruhigender wirkt die Unentschlossenheit der Mehrheitsparteien. Statt einer Regierung, die zumindest den Ansatz einer klaren Strategie verfolgt, erleben wir in letzter Zeit einen Haufen Minister/innen, die teils unkoordinierte Einzelmaßnahmen vorstellen: ein paar Finanzspritzen hier, ein Hotelgutschein da. Das Gesetz zu Staatsgarantien für Betriebe, die an keinerlei Bedingungen gebunden wurden, zeugte ebenfalls von einem nicht durchdachten Handeln seitens der Regierung.

Dabei wäre es zu kurz gegriffen, in diesen Zeiten das Land nur zu „verwalten“. Es ist nötig, Lehren aus der Corona-Krise zu ziehen und statt nur zurück zum „Business as usual“ zu wollen, eine bessere Zukunft zu gestalten. Ob man nun an eine neue Pandemie denkt oder an die Klimakrise: Eine Gesellschaft ist umso resilienter, je geringere soziale Ungleichheiten sie aufweist. Wir sollten daher die Situation nutzen, um eine nachhaltige und sozial gerechtere Gesellschaft aufzubauen.

Zum Beispiel mithilfe einer strukturellen Reduzierung der wöchentlichen Arbeitszeit. Diese Maßnahme ist nicht nur längst überfällig, da sie die Produktivitätsgewinne der letzten Jahrzehnte umverteilen würde, sondern könnte auch mehr Menschen beschäftigen und so einem zu erwartenden Anwachsen der Arbeitslosigkeit entgegenwirken.

Für déi Lénk steht zudem fest, dass die Wirtschaft nur durch eine Stärkung der Kaufkraft angekurbelt werden kann. Gerade jetzt ist der Moment, den Mindestlohn endlich strukturell zu erhöhen, so dass die Menschen, die während der letzten Monate unsere Gesellschaft am Laufen gehalten haben, auch von ihrer systemrelevanten Arbeit leben können. In diesem Zusammenhang sei auch daran erinnert, dass neben den Einschränkungen der freiheitlichen Rechte der Menschen während des Notstands auch Maßnahmen getroffen wurden, deren Verlängerung wichtig wäre, um die sozialen Folgen der Krise abzufedern. Dazu gehört beispielsweise, dass das Kurzarbeitergeld nicht unter den Mindestlohn fallen und Betroffene nicht währenddessen entlassen werden dürfen.

Auch die angekündigte Steuerreform könnte zu einer gerechteren und nachhaltigeren Gesellschaft führen. Dazu bräuchte es allerdings politischen Mut, nicht einfach Steuergeschenke zu verteilen, sondern stattdessen Kapitalbesitz und hohe Einkommen weitaus stärker zu besteuern als bisher. Auch der ungehemmten Spekulation auf dem Wohnungsmarkt muss endlich der Riegel vorgeschoben werden.

Anstatt nur kurzfristig auf die aktuelle Krise zu reagieren und Symptome zu behandeln, sollte die Regierung strategisch vorgehen und strukturelle Veränderungen vorantreiben, um zukünftige Krisen zu verhindern. Schafft sie dies nicht, riskiert ein panischer und blinder Versuch, die Wirtschaft anzukurbeln, die sozialen Ungleichheiten zu verstärken und die Klimaziele in weite Ferne zu rücken. Welch verpasste Chance!

Chroniques de l'urgence

Sauver les océans, c'est possible

Jean Lasar

Quoi de plus majestueux et de plus hypnotique que les mouvements des grands cétaqués au moment où ils émergent des profondeurs et évoluent avec grâce à la surface de l'eau ? Bonne nouvelle : il est encore possible de sauver leur habitat, réservoir d'une formidable biodiversité encore largement inconnue et producteur d'une partie significative de l'oxygène que nous respirons.

Réfléchir à ce qui est nécessaire pour préserver et restaurer les océans est des plus utiles pour mesurer l'ampleur de la tâche, prendre conscience de l'imbriication de toutes les facettes de la lutte pour notre survie, d'une part, mais aussi, de l'autre, comprendre que les ressources financières requises pour y parvenir sont somme toute limitées.

Selon une étude publiée il y a quelques semaines dans *Nature*, « Rebuilding Marine Life », menée par seize universités dans dix pays, il faudrait de l'ordre de dix milliards de dollars par an pour financer un plan de restauration océanique mondial à l'horizon 2050. Le principal message de cette

étude est que, selon l'un de ses coauteurs, Jean-Pierre Gattuso, chercheur CNRS au Laboratoire d'Océanographie de Villefranche, cet horizon à trente ans « est un objectif de restauration substantielle (50 à 90 pour cent de l'état antérieur), un objectif atteignable à l'échelle d'une génération ».

Il ne s'agit pas de se voiler la face. L'état des océans est catastrophique. La surpêche concerne un tiers des poissons, entre un tiers et la moitié des habitats marins vulnérables ont déjà été perdus, les récifs coralliens sont fortement menacés par le réchauffement de l'eau, des espèces sont déplacées, les déserts marins augmentent, l'acidification menace. Pour les récifs coralliens, il est sans doute trop tard.

Mais pour parvenir à relancer l'impressionnante dynamique de résilience des océans – « la diminution de la pression humaine quelle qu'elle soit entraîne une amélioration de santé des écosystèmes », explique Gattuso – il « suffirait » de créer de vastes zones de protection, d'arrêter la surpêche et de limiter la pollution sous toutes ses formes.

Pour convaincre les décideurs que tout espoir n'est pas perdu, les océanographes et biologistes auteurs de l'étude recensent les cas, nombreux, où des espèces ont pu échapper à l'extinction et revenir à des niveaux de survie, et où des écosystèmes qui semblaient perdus donnent des signes encourageants de récupération : on dénombre 40 000 baleines à bosse et 200 000 éléphants de mer, des espèces qui sont passées à un doigt de disparaître. 1 500 kilomètres carrés de forêts de mangroves dans le delta du Mékong, au Vietnam, ont été

entièrement restaurés. La surface de mangroves a augmenté en Chine, en mer Rouge ou dans le golfe arabo-persique.

Ne l'oublions pas, les océans vivants sont un rouage essentiel du climat terrestre et leur restauration une condition *sine qua non* de la poursuite de l'aventure humaine.



Mr. Bluff

Zu Washington, den ale Mann,
Dee weist gär, wat e maache kann.
Säin Haus ass wäiss;
E schwätzt vill Schäiss.

Géint Covid hëlt en déi falsch Pëllen,
Säin Dokter denkt: Et ass e Mëllen.
En haasst déi Schwaarz a schwiert op d'Bibel,
Dat wat en twittert, ass penibel.

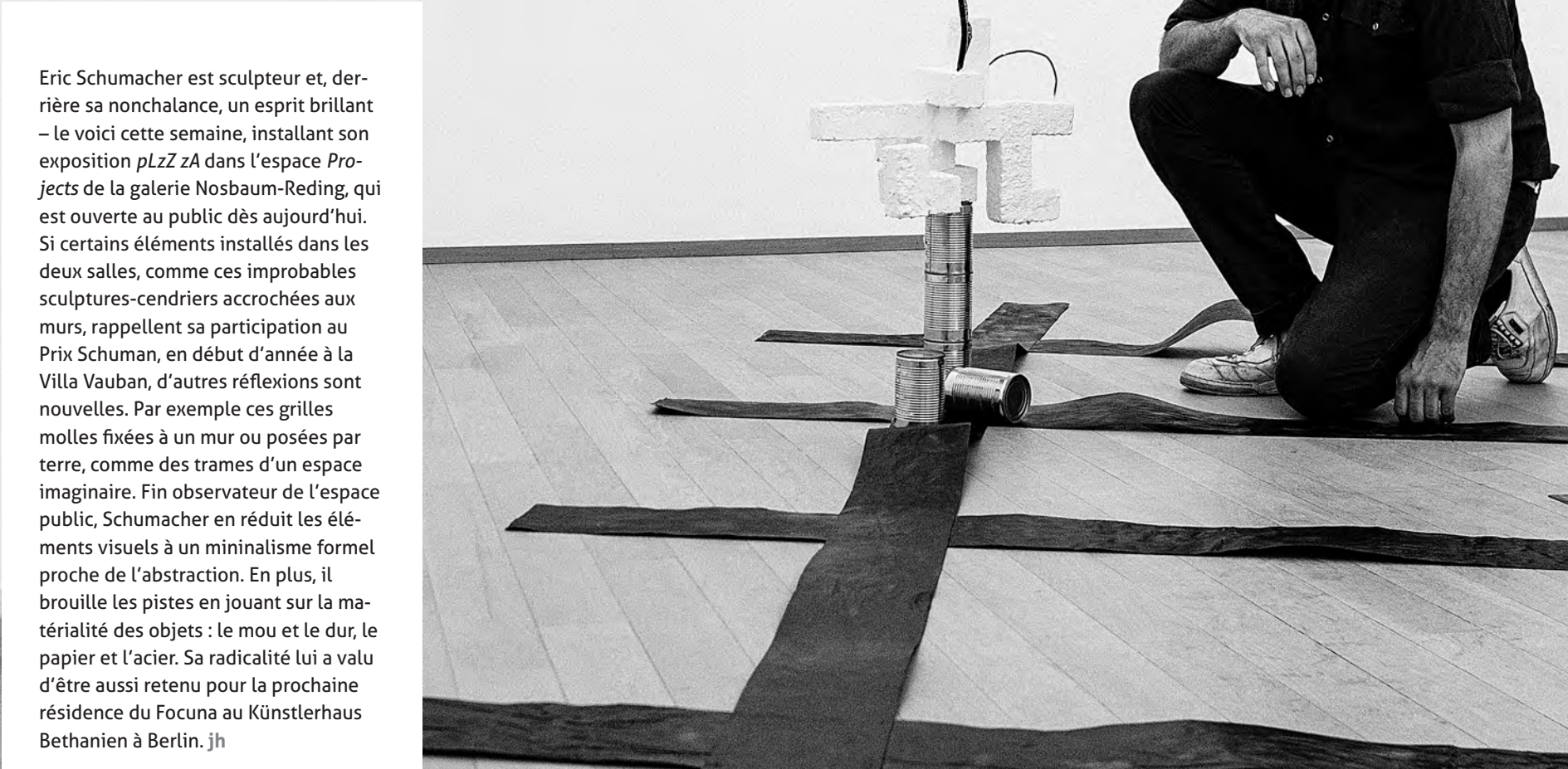
E provoziert, spléckt säi Land
An dréit sech ëmmer nees mam Wand.
Bal wëllt e schéissen a lueft d'Killer,
Bal frësst e Kräid a klaut seng Biller.

Am Wäissen Haus, deen Alen,
Denkt just un d'Walen.
E litt a blufft, e rífft d'Arméi;
Déi ass nees heem a kënnt net méi.

Jacques Drescher

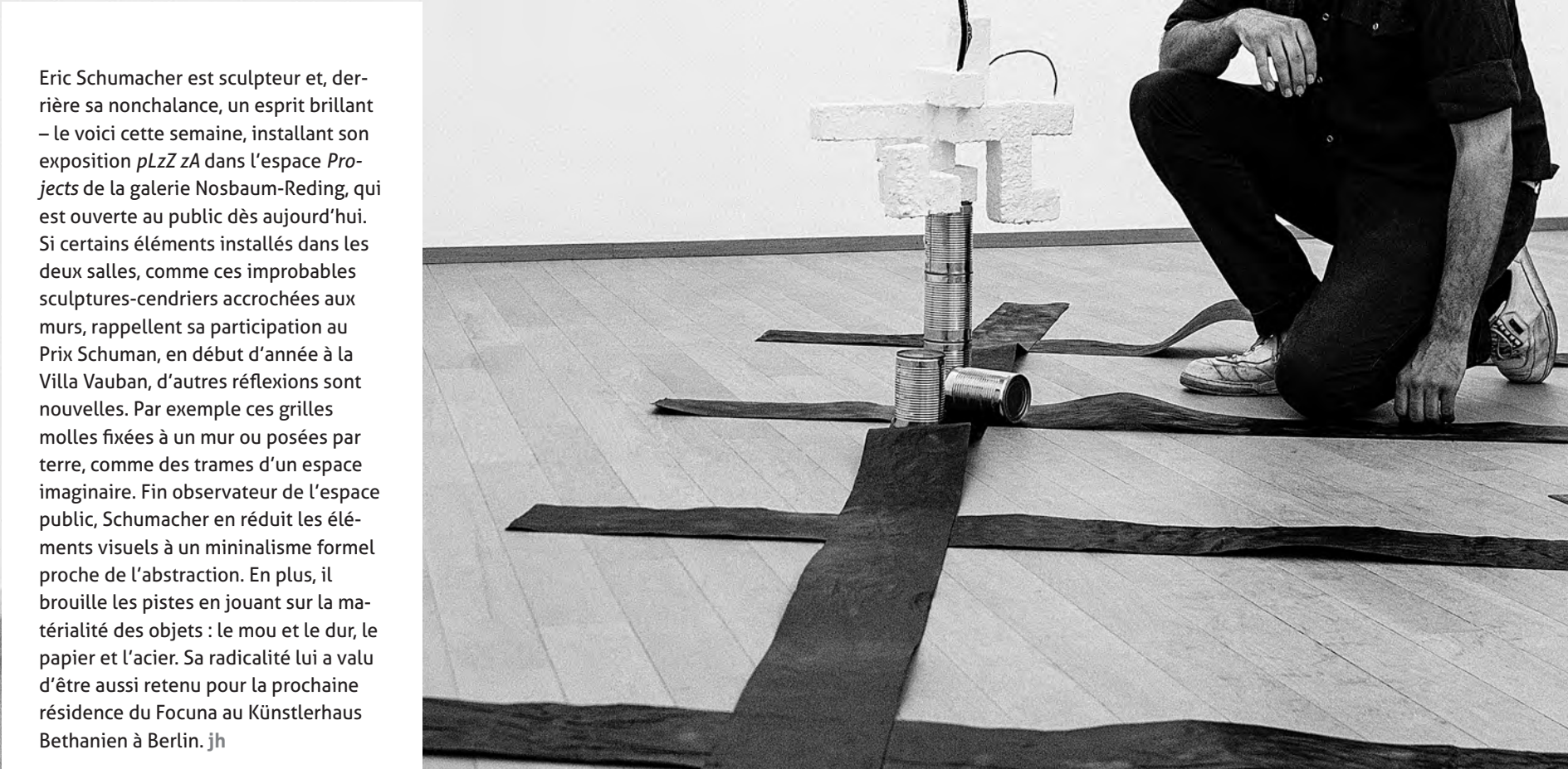
tablo

Eric Schumacher est sculpteur et, derrière sa nonchalance, un esprit brillant – le voici cette semaine, installant son exposition *plZZ zA* dans l'espace *Projects* de la galerie Nosbaum-Reding, qui est ouverte au public dès aujourd'hui. Si certains éléments installés dans les deux salles, comme ces improbables sculptures-cendriers accrochées aux murs, rappellent sa participation au Prix Schuman, en début d'année à la Villa Vauban, d'autres réflexions sont nouvelles. Par exemple ces grilles molles fixées à un mur ou posées par terre, comme des trames d'un espace imaginaire. Fin observateur de l'espace public, Schumacher en réduit les éléments visuels à un minimalisme formel proche de l'abstraction. En plus, il brouille les pistes en jouant sur la matérialité des objets : le mou et le dur, le papier et l'acier. Sa radicalité lui a valu d'être aussi retenu pour la prochaine résidence du Focuna au Künstlerhaus Bethanien à Berlin. jh



tablo

Eric Schumacher est sculpteur et, derrière sa nonchalance, un esprit brillant – le voici cette semaine, installant son exposition *plZZ zA* dans l'espace *Projects* de la galerie Nosbaum-Reding, qui est ouverte au public dès aujourd'hui. Si certains éléments installés dans les deux salles, comme ces improbables sculptures-cendriers accrochées aux murs, rappellent sa participation au Prix Schuman, en début d'année à la Villa Vauban, d'autres réflexions sont nouvelles. Par exemple ces grilles molles fixées à un mur ou posées par terre, comme des trames d'un espace imaginaire. Fin observateur de l'espace public, Schumacher en réduit les éléments visuels à un minimalisme formel proche de l'abstraction. En plus, il brouille les pistes en jouant sur la matérialité des objets : le mou et le dur, le papier et l'acier. Sa radicalité lui a valu d'être aussi retenu pour la prochaine résidence du Focuna au Künstlerhaus Bethanien à Berlin. jh



Sven Becker

Politique



We missed you

Depuis quelques semaines, les panneaux d'affichage ressemblaient à des installations in situ de Jacques Villegle : des affiches abîmées par le temps et lacérées par la météo pour des concerts, expositions ou événements annulés ou passés depuis longtemps. Alors que le public se languit de théâtre, de concerts et de festivals, plusieurs instituts culturels, publics et privés – de la Philharmonie au Guddé Wellen – ont répondu à l'invitation de Steph Meyers des Rotondes d'inverser pour une fois le regard, de ne pas parler de ses activités mais des publics dans une campagne d'affichage. En est né *Chaleur humaine*, soit plus de 3 400 affiches représentant une cinquantaine de visuels de foules en liesse, de rencontres culturelles, d'émotions communes, placardées cette semaine à travers le pays. Ça fait chaud au cœur de se faire applaudir quand on passe devant – et de se mettre à rêver d'une reprise prochaine des arts vivants. Le manque est réciproque. jh

We missed you

Depuis quelques semaines, les panneaux d'affichage ressemblaient à des installations in situ de Jacques Villegle : des affiches abîmées par le temps et lacérées par la météo pour des concerts, expositions ou événements annulés ou passés depuis longtemps. Alors que le public se languit de théâtre, de concerts et de festivals, plusieurs instituts culturels, publics et privés – de la Philharmonie au Guddé Wellen – ont répondu à l'invitation de Steph Meyers des Rotondes d'inverser pour une fois le regard, de ne pas parler de ses activités mais des publics dans une campagne d'affichage. En est né *Chaleur humaine*, soit plus de 3 400 affiches représentant une cinquantaine de visuels de foules en liesse, de rencontres culturelles, d'émotions communes, placardées cette semaine à travers le pays. Ça fait chaud au cœur de se faire applaudir quand on passe devant – et de se mettre à rêver d'une reprise prochaine des arts vivants. Le manque est réciproque. jh

Expositions

Aux marges

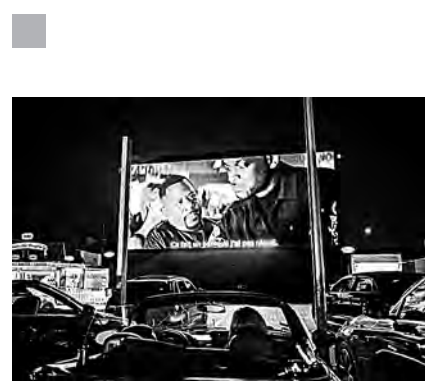
Il y a, dans le monde de la culture, des hiérarchies très strictes, souvent informelles, de niveaux artistiques : musique classique versus musiques populaires par exemple, ou art contemporain très pointu versus amateurisme. Or, les grands artistes se font un malin plaisir de transgresser ces normes rigoureuses et vieux jeu, et les expositions du Centre Pompidou-Metz ont pour principe d'intégrer tout ce qui sert leur narration. La réouverture après confinement du musée messin aujourd'hui vendredi sera aussi le cadre du vernissage de *Folklore*, une exposition thématique réalisée en collaboration avec le Mucem de Marseille, qui enquête sur les interrelations parfois évidentes et souvent ambiguës entre art moderne et traditions. Et comme toujours au Centre Pompidou Metz, les commissaires (Jean-Marie Gallais et Marie-Charlotte Calafat) ont pu se servir dans les stocks quasi inépuisables de la maison-mère et sortir des Kandinsky ou des Gauguin, combinés à des objets folkloriques du Mucem et des prêts (photo : Melanie Manchot : *Perfect Mountain*, 2011). Le vernissage se fera avec un concert des Urban Pipes et on pourra en même temps retrouver les expositions *Des mondes construits* et Susanna Fritscher. L'exposition *Yves Klein et ses contemporains* par contre est reportée à la mi-juillet (centrepompidou-metz.fr). jh

Aux marges

Il y a, dans le monde de la culture, des hiérarchies très strictes, souvent informelles, de niveaux artistiques : musique classique versus musiques populaires par exemple, ou art contemporain très pointu versus amateurisme. Or, les grands artistes se font un malin plaisir de transgresser ces normes rigoureuses et vieux jeu, et les expositions du Centre Pompidou-Metz ont pour principe d'intégrer tout ce qui sert leur narration. La réouverture après confinement du musée messin aujourd'hui vendredi sera aussi le cadre du vernissage de *Folklore*, une exposition thématique réalisée en collaboration avec le Mucem de Marseille, qui enquête sur les interrelations parfois évidentes et souvent ambiguës entre art moderne et traditions. Et comme toujours au Centre Pompidou Metz, les commissaires (Jean-Marie Gallais et Marie-Charlotte Calafat) ont pu se servir dans les stocks quasi inépuisables de la maison-mère et sortir des Kandinsky ou des Gauguin, combinés à des objets folkloriques du Mucem et des prêts (photo : Melanie Manchot : *Perfect Mountain*, 2011). Le vernissage se fera avec un concert des Urban Pipes et on pourra en même temps retrouver les expositions *Des mondes construits* et Susanna Fritscher. L'exposition *Yves Klein et ses contemporains* par contre est reportée à la mi-juillet (centrepompidou-metz.fr). jh



Cinéma



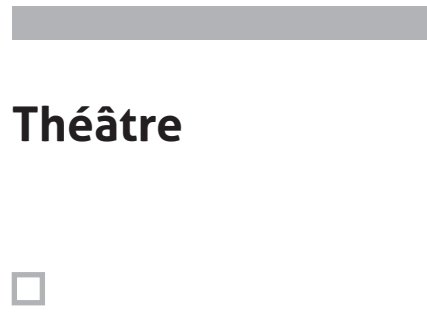
Cinéphiles masqués

Comment irons-nous au cinéma à partir de mercredi 17 juin, lorsque les salles rouvriront ? Même dans la quatrième phase du déconfinement, annoncée ce mercredi, le gouvernement n'a pas voulu réduire la norme de distanciation physique de deux mètres entre deux clients qui ne sont pas d'un même ménage. Donc les salles seront surtout très peu peuplées, les exploitants partent d'un remplissage de trente pour cent seulement. On est censé réserver ses places en-ligne et une fois sur place, le paiement par carte, par exemple des snacks (exclusivement préemballés) est favorisé. Les espaces de détente sont fermés et les projections très espacées dans le temps afin que les différents publics ne se croisent pas. L'exploitant Kinépolis promet sur son site que des procédures de nettoyage supplémentaires sont mises en place. Si déjà ces conditions sont loin d'être accueillantes et chaleureuses, la programmation laisse elle aussi à désirer, les nouvelles sorties étant bloquées un peu partout. En alternative joyeuse, mais encore moins cinéphile, il reste les cinémas en *drive-in*, qui connaissent un certain engouement : à Mamer (photo : ad), à Pétange, à Echternach et, cet été, au Glacis (programmation de classiques par la Cinémathèque, en collaboration avec la Ville de Luxembourg). jh

Cinéphiles masqués

Comment irons-nous au cinéma à partir de mercredi 17 juin, lorsque les salles rouvriront ? Même dans la quatrième phase du déconfinement, annoncée ce mercredi, le gouvernement n'a pas voulu réduire la norme de distanciation physique de deux mètres entre deux clients qui ne sont pas d'un même ménage. Donc les salles seront surtout très peu peuplées, les exploitants partent d'un remplissage de trente pour cent seulement. On est censé réserver ses places en-ligne et une fois sur place, le paiement par carte, par exemple des snacks (exclusivement préemballés) est favorisé. Les espaces de détente sont fermés et les projections très espacées dans le temps afin que les différents publics ne se croisent pas. L'exploitant Kinépolis promet sur son site que des procédures de nettoyage supplémentaires sont mises en place. Si déjà ces conditions sont loin d'être accueillantes et chaleureuses, la programmation laisse elle aussi à désirer, les nouvelles sorties étant bloquées un peu partout. En alternative joyeuse, mais encore moins cinéphile, il reste les cinémas en *drive-in*, qui connaissent un certain engouement : à Mamer (photo : ad), à Pétange, à Echternach et, cet été, au Glacis (programmation de classiques par la Cinémathèque, en collaboration avec la Ville de Luxembourg). jh

Théâtre



Webex m'a tuer

Une des nombreuses arnaques dans le domaine de la culture sur Internet, ce sont ces vidéos qui s'appellent *masterclass* avec des stars, au choix, du cinéma, de la musique ou du théâtre, qui vous racontent (contre une participation financière faramineuse) face caméra le moment où, dès leur plus jeune âge, ils ont compris leur destinée en voyant un rayon de soleil sur le dos d'un scarabée. Que les Théâtres de la Ville s'y mettent dans le cadre de l'édition 2020 de leur plateforme *TalentLab*, est par contre plutôt étonnant, voire décevant. Si l'idée de base d'une version digitale du *TalentLab* plutôt qu'une annulation pure et simple, peut se défendre – sous le mot d'ordre #*Theaterdoheem*, les Théâtres de la Ville diffusent des discussions enregistrées des autres années et des débats entre professionnels sont organisés via Webex – ce sont les formulations de détail qui sont horribles. Ainsi, la principale invitée de cette édition est la metteuse en scène Katie Mitchell (photo : Jan Versweyeld), une des artistes les plus intéressantes des scènes européennes en ce moment. Elle donne une *masterclass* en-ligne en cinq leçons réservées aux professionnels inscrits, dont le titre ressemble à un tutorial de Marie Kondo : *How to be a successful theater or opera director* avec, promet l'annonce, aussi des « tips about how to plan a career » (jusqu'au 3 juillet). jh

Webex m'a tuer

Une des nombreuses arnaques dans le domaine de la culture sur Internet, ce sont ces vidéos qui s'appellent *masterclass* avec des stars, au choix, du cinéma, de la musique ou du théâtre, qui vous racontent (contre une participation financière faramineuse) face caméra le moment où, dès leur plus jeune âge, ils ont compris leur destinée en voyant un rayon de soleil sur le dos d'un scarabée. Que les Théâtres de la Ville s'y mettent dans le cadre de l'édition 2020 de leur plateforme *TalentLab*, est par contre plutôt étonnant, voire décevant. Si l'idée de base d'une version digitale du *TalentLab* plutôt qu'une annulation pure et simple, peut se défendre – sous le mot d'ordre #Theaterdoheem, les Théâtres de la Ville diffusent des discussions enregistrées des autres années et des débats entre professionnels sont organisés via Webex – ce sont les formulations de détail qui sont horribles. Ainsi, la principale invitée de cette édition est la metteuse en scène Katie Mitchell (photo : Jan Versweyeld), une des artistes les plus intéressantes des scènes européennes en ce moment. Elle donne une *masterclass* en-ligne en cinq leçons réservées aux professionnels inscrits, dont le titre ressemble à un tutorial de Marie Kondo : *How to be a successful theater or opera director* avec, promet l'annonce, aussi des « tips about how to plan a career » (jusqu'au 3 juillet). jh



Festival



Neumünster en été...

...c'est les promenades au bord de l'eau (photo de 2019 : TPC) et les bières-frites sur le parvis ; c'est cette scène incroyable devant les rochers du Bock illuminés le soir et la pluie impromptue qui inonde jusqu'aux toilettes au sous-sol du Tuutesall ; c'est les retrouvailles entre copains sans forcément connaître l'artiste qui joue ce soir. Alors, même si le *Siren's Call*, le festival indié super-hype organisé par Den Adeler, est annulé, la directrice des lieux Ainhoa Achutegui ne désespère pas pour autant. *Bock op... mérintim*, le programme estival qui commence avec les vacances scolaires et que le Centre de rencontres vient de présenter, profite justement des atouts du lieu – son gigantisme, la beauté du site – pour proposer un programme qui permette de respecter les normes sanitaires. Ainsi, sous le titre un peu fainéant *Lëtzt'Play*, le parvis sera ouvert aux artistes locaux pointus du moment, de Claire Parsons à Francis of Delirium, en passant par Sun Glitters ou C'est Karma. Les *Apéro jazz* du dimanche matin se tiendront aussi en extérieur, tout comme une nouvelle série de concerts baroques, regroupés sous le titre *Sunset strings*. La légèreté et l'improvisation peuvent aussi avoir du bon. jh

Neumünster en été...

...c'est les promenades au bord de l'eau (photo de 2019 : TPC) et les bières-frites sur le parvis ; c'est cette scène incroyable devant les rochers du Bock illuminés le soir et la pluie impromptue qui inonde jusqu'aux toilettes au sous-sol du Tuutesall ; c'est les retrouvailles entre copains sans forcément connaître l'artiste qui joue ce soir. Alors, même si le *Siren's Call*, le festival indié super-hype organisé par Den Adeler, est annulé, la directrice des lieux Ainhoa Achutegui ne désespère pas pour autant. *Bock op... mérintim*, le programme estival qui commence avec les vacances scolaires et que le Centre de rencontres vient de présenter, profite justement des atouts du lieu – son gigantisme, la beauté du site – pour proposer un programme qui permette de respecter les normes sanitaires. Ainsi, sous le titre un peu fainéant *Lëtzt'Play*, le parvis sera ouvert aux artistes locaux pointus du moment, de Claire Parsons à Francis of Delirium, en passant par Sun Glitters ou C'est Karma. Les *Apéro jazz* du dimanche matin se tiendront aussi en extérieur, tout comme une nouvelle série de concerts baroques, regroupés sous le titre *Sunset strings*. La légèreté et l'improvisation peuvent aussi avoir du bon. jh

Politique

Les conséquences de l'état de crise ouvrent de nouvelles perspectives. Ainsi, les Théâtres de la Ville (surtout la grande maison d'accueil du Limpertsberg, photo : sb), frappés de plein fouet par les annulations des tournées des productions internationales de théâtre, de danse ou d'opéra, s'alignent non seulement à la belle grande scène du Kinneksbond communal à Mamer, mais aussi aux petites scènes privées que sont le Centaure, le Kasematentheater et le Tol, qu'ils invitent sur leurs plateaux plus grands. Une production locale pensée pour un public d'une certaine de personnes par soir pourrait ainsi quand même se jouer à la rentrée – devant un public physiquement distancé au Grand Théâtre, pouvant accueillir mille spectateurs en temps normal. À cela s'ajoutent des appels à projets communs lancés par le Kinneksbond et les Théâtres de la Ville ainsi que des commandes à des auteurs autochtones – histoire de prouver que le spectacle vivant n'a pas dit son dernier mot. jh

Les conséquences de l'état de crise ouvrent de nouvelles perspectives. Ainsi, les Théâtres de la Ville (surtout la grande maison d'accueil du Limpertsberg, photo : sb), frappés de plein fouet par les annulations des tournées des productions internationales de théâtre, de danse ou d'opéra, s'alignent non seulement à la belle grande scène du Kinneksbond communal à Mamer, mais aussi aux petites scènes privées que sont le Centaure, le Kasematentheater et le Tol, qu'ils invitent sur leurs plateaux plus grands. Une production locale pensée pour un public d'une certaine de personnes par soir pourrait ainsi quand même se jouer à la rentrée – devant un public physiquement distancé au Grand Théâtre, pouvant accueillir mille spectateurs en temps normal. À cela s'ajoutent des appels à projets communs lancés par le Kinneksbond et les Théâtres de la Ville ainsi que des commandes à des auteurs autochtones – histoire de prouver que le spectacle vivant n'a pas dit son dernier mot. jh



Art contemporain

Provoquer le pouvoir sur son propre terrain

Mirel Bran, Bucarest

Mais où suis-je ? C'est la question que se pose le visiteur du Musée national d'art contemporain (MNAC) situé au cœur de Bucarest. C'est une visite qui se mérite. Déjà, pour s'y rendre c'est le parcours du combattant. Pas de bus, pas de tram, pas de trolleybus, pas de métro à proximité. On peut s'y rendre en taxi, mais nous ne sommes qu'au début de nos peines. Derrière l'immense portail en fer forgé, l'accueil est plutôt militaire. « Vous allez où ? », demande le gendarme qui n'a pas l'air de plaisanter. « Ben, au musée, là-bas ! » Suit un moment de réflexion et le verdict tombe : « Ah, bon ! » À partir de là, à chacun de deviner ce que l'autre va faire. Mais le calcul est simple : le gendarme n'a pas dit « Ah, non », il a bien dit « Ah, bon », donc c'est que c'est bon. Alors on y va.

Mais l'aventure ne fait que commencer. Depuis le portail jusqu'à l'entrée du musée il faut compter plus de 500 mètres de marche, car le MNAC se trouve dans l'enceinte du mastodonte bâti par feu le dictateur Nicolae Ceausescu. Plus on avance vers le musée, plus on recule dans le passé. La route défoncée et les trottoirs inachevés sont bordés, à gauche, par une forêt issue de nulle part où l'on entend des faisans crier, des canards sauvages cancaner et toutes sortes de cris et de grognements d'animaux sauvages. Ce n'est pas un jardin zoologique, c'est la nature qui a pris le contrôle des quarante hectares de terres abandonnés depuis la chute du Conducator. À droite se dresse l'énorme Maison du peuple, le monstre architectural que l'ancien dictateur avait fait bâtir pour le peuple, c'est-à-dire lui, sa famille et son parti. Le bâtiment se compose de mille pièces et de 440 bureaux, dont celui de Nicolae Ceausescu grand comme un stade de football. Aujourd'hui c'est le siège des députés et le lieu du pouvoir.

Aménagé en 2004 dans l'enceinte de la maison maudite, le MNAC côtoie le parlement, raison pour laquelle toutes les entrées sont surveillées manu militari. Une aile de 16 000 mètres carrés, dont la moitié est réservée aux expositions, accueille le visiteur. Deux ascenseurs en vitres transparentes construits à l'extérieur lui donnent une apparence de gratte-ciel. « Le sort a voulu que le musée soit aménagé dans le bâtiment qui accueille le parlement, explique Calin Dan, le directeur du MNAC. Tout le monde nous reproche ce que l'on voit à l'extérieur, mais c'est la Chambre des députés qui a la charge d'administrer l'extérieur du bâtiment. Nous leur avons demandé d'organiser un meilleur accueil pour les visiteurs, mais rien n'a été fait. Malgré ces difficultés nous avons des milliers de visiteurs dont



Néons, billets de banque et boule à facettes – les fétiches de l'artiste transposés à Bucarest

quarante pour cent se renouvellent tous les ans, et la majorité d'entre eux sont des jeunes. »

Fermé depuis début avril, lorsque le Covid-19 a fait son entrée sur la scène, le MNAC rouvre ses portes ce 10 juin en proposant plusieurs expositions censées reconquérir son public. La collection permanente, baptisée *Revisiter l'histoire de 1947 à 2007*, invite à redécouvrir l'art roumain depuis la chute de la monarchie et l'installation du régime communiste en 1947 jusqu'en 2007, année où la Roumanie a adhéré à l'Union européenne (UE). Les affiches annoncent aussi plusieurs expositions d'artistes roumains et d'un artiste étranger qui a la cote à Bucarest, à savoir le Luxembourgeois d'origine polonaise Filip Markiewicz avec son *Ultrplastik Rhapsody*. Travaillé par le malaise du capitalisme, les migrations, le partage inéquitable des richesses et le destin de l'art, cet artiste sera la vedette de la réouverture du MNAC. Si le coronavirus l'empêche de fouler le sol de Dracula, ses tableaux meubleront néanmoins les murs de la maison de Ceausescu jusqu'au 27 septembre.

Ironie de l'histoire, les œuvres d'un artiste qui affronte souvent le pouvoir se retrouvent sur les murs qui accueillent le cœur du pouvoir. Comment provoquer le pouvoir sur son propre terrain ? « La provocation n'est pas sur l'agenda du musée car nous ne sommes pas une galerie, ex-

Filip Markiewicz dirige l'Ultrplastik Rhapsody dans la maison de feu Ceausescu, au Musée national d'art contemporain de Bucarest

plique Calin Dan. La provocation a lieu au niveau intellectuel dans la mesure où notre but est de créer de la diversité dans le paysage institutionnel roumain. Notre problème n'est pas de provoquer mais d'assurer la logistique pour que ce musée puisse accomplir sa mission. »

Aujourd'hui la Maison du peuple reste le centre d'une cité interdite. Le Musée d'art contemporain qui y a été aménagé est une brèche dans cette demeure surréaliste. Bucarest a besoin de s'approprier ce lieu qui l'écrase, mais pour l'instant il n'existe pas de volonté politique de mener à bien un tel projet. Ceausescu avait fait raser un des plus beaux quartiers du centre de la capitale pour mener à bien son projet mégalomane. Il n'en reste aujourd'hui que le mastodonte qui accueille le parlement et le MNAC, plus quarante hectares de terrain où une forêt a poussé dans la ville.

Le seul projet qui tente de redonner vie à cet espace est actuellement mené par l'Église orthodoxe dont 87 pour cent des Roumains se revendiquent. Si Ceausescu avait rêvé d'une Maison du peuple, le clergé roumain rêve d'une « cathédrale pour la rédemption du peuple ». Cet autre mastodonte aura une surface de 38 000 mètres carrés, sera doté de douze ascenseurs et de trois autels pour les messes censées accueillir 125 000 fidèles. Le projet de l'Église ne le cède en rien au monstre architectural rêvé par l'ancien dictateur. Coïncé entre le pouvoir politique et celui de Dieu, l'art roumain tente de trouver sa place dans le cœur des Roumains. Vaste mission.

L'exposition *Ultrplastik Rhapsody* de Filip Markiewicz, commissaire : Enrico Lunghi ; coordination pour le MNAC : Alexandru Oberländer-Târnoaveanu, est programmée jusqu'au 27 septembre ; plus d'informations : mnac.ro.



Travaillé par le malaise du capitalisme, les migrations, le partage inéquitable des richesses et le destin de l'art, Filip Markiewicz est la vedette de la réouverture du MNAC – vue de l'installation

Photographie

Nom Karschnatz



Compositions géométriques jusque dans l'accrochage : à gauche la halle de réception des grains, à droite la salle de réunion

josée hansen

Pendant presque un demi-siècle, c'était le cœur de l'activité agricole au Luxembourg. En été, durant la période de la récolte – *de Karschnatz* disent les paysans –, les tracteurs y faisaient la file à la queue-leu-leu, de jeunes enfants sur les sièges de fortune au-dessus des pneus, les agriculteurs en bleus de travail poussiéreux et des chapeaux ou casquettes vissés sur la tête. Durant l'attente, les collègues se retrouvaient, racontaient leur saison, les nouvelles machines de plus en plus puissantes, les voisins qui abandonnaient. Entre l'ouverture de l'Agrocenter à la fin des années cinquante et sa démolition, en 2019, le nombre d'exploitations agricoles a été divisé par dix, les fermes sont devenues de plus en plus grandes, obligées de rationaliser pour suivre la compétition internationale de l'agroalimentaire. Aujourd'hui, le centre de Mersch est en chantier. La trentaine de bâtiments industriels a été rasée – même l'emblématique halle de réception des grains (*Kärenthal*), qui avait été inscrite durant quelques mois sur l'inventaire supplémentaire, durant la campagne électorale de 2018. Un nouveau quartier appelé Les rives de l'Alzette pourra y loger jusqu'à 2 500 personnes.

Juste avant la démolition, le Centre national de l'audiovisuel a mandaté le photographe Christian Aschman de dresser un inventaire visuel des lieux. Avec l'accord du propriétaire, une Sàrl dans le giron de la Centrale paysanne, Aschman s'y est promené durant un an, essentiellement les week-ends, lorsque les machines étaient à l'arrêt, et a fait un état des lieux fort de plus de 800 photos, qui seront publiées et contextualisées dans un livre à paraître dans les prochains mois. En amont de cette publication, le CNA montre actuellement sous le titre subtil *Hors champs* une sélection d'un dixième de ces photos, 87 en moyen format, organisées en blocs thématiques. Comme une balade à travers une époque révolue.

Aschman, qui a publié un livre sur la production des Boeing 747 pour Cargolux, sur l'architecture de Ieoh Ming Pei pour le Mudam ou sur le patrimoine architectural moderniste de Luxembourg, est visiblement à l'aise sur le site. Il ne tombe pas dans le piège de la facilité que lui tend le romantisme des ruines, mais transcende ce déluge d'impressions que déclenchent le béton qui se fissure, le gigantisme des bâtiments, la nature qui reprend le dessus. Aschman marche, entre, monte, structure. Il le fait sur le site aussi bien que dans son accrochage (avec Marguy Conzémius du CNA), regroupé par associations. À droite d'une reproduction 1:1 avec son contexte de la tapisserie *Les vues d'Amérique du Nord*, qui était accrochée à la cantine de l'abattoir, on entre par des images d'ensemble des bâtiments vus de l'extérieur, expliqués par une photo aérienne historique et un plan de la situation initiale des bâtiments. Puis Aschman s'approche des différents métiers qui furent exercés sur place, et de l'architecture qui leur correspondait. Derrière le brutalisme qu'imposaient les dimensions des silos ou des stockages de grains, il nous fait découvrir l'amour des ingénieurs pour les fonctions du lieu : ces installations techniques où chaque processus avait sa propre couleur ou ces salles de réunion dont l'esthétique se situait quelque part entre Prypiat et Thomas Demand : la sérialité, l'efficacité, les tons chauds du bois et du similicuir. Christian Aschman ne commente pas, ne se moque pas. Il constate, documente, capte la lumière, cherche l'angle parfait et la composition pertinente. Il respecte.

L'exposition *Hors champs* de Christian Aschman dure encore jusqu'au 29 novembre au Display01 du Centre national de l'audiovisuel ; entrée libre ; www.cna.lu.

Binge watching

Herkulesaufgaben

Seitdem Peter Jackson zur Jahrtausendwende mit der Adaption von J.R.R. Tolkiens *The Lord of the Rings* die *Fantasy* für den Film massentauglich und sozusagen salonfähig gemacht hat, erfreut sich das Genre einer konstanten Wiederbelebung. Es ist in rezenten Jahren aber vor allem der unglaubliche Erfolg der HBO-Serie *Game of Thrones*, der für das Fernsehen neue Maßstäbe setzte. Die *Fantasy* hat mit dem seriellen Erzählen die für sich adäquate Form gefunden, denn für sie ist mehr noch als für andere Genres das Etablieren der diegetischen Welt von zentraler, ja vitaler Bedeutung. Dem Prozess des *world-buildings*, der detaillierten Konstruktion dieser Scheinwelten, gilt das besondere Augenmerk: Da wird an mittelalterliche Vorstellungswelten angeknüpft, um einen besonderen Reiz aus der Entfaltung fabelhafter Kreaturen, dem Zeigen exotischer Landschaften, dem Schildern mysteriöser magischer Riten oder Bräuche zu beziehen. Es ist in besonderem Maße ein beschreibendes Genre, es ist die Bedingung *sine qua non* für das Genre – wer bei diesen Ausführungen nun verwirrt den Kopf schüttelt, der ist für die *Fantasy* und erst recht für die von *Netflix* adaptierte Serie *The Witcher* nicht mehr zu gewinnen.

The Witcher kann kaum mit humorvollen Momenten aufwarten, alles ist von der drückenden Schwere des Schicksalhaften überlagert

Basierend auf den literarischen Werken des polnischen Romanautors Andrzej Sapkowski erzählt *The Witcher* von den Abenteuern des Hexers Geralt von Riva (Henry Cavill), der seinen Platz im Königreich Nilfgard sucht, indem er Monster für Geld tötet. Ein bisschen erinnert er dabei an das Image des Western-Helden, dem Clint Eastwood zur Prominenz verhalf. Das Unsesshafte gehört zu seinem Wesen, er ist ein Reisender, der – der episodischen Struktur der Handlung entsprechend – vor Herkulesaufgaben steht. Henry Cavill spielt diesen grimmigen, wortkargen Hexer mit einer Konzentration auf Ernsthaftigkeit und Dramatik – und damit ist ein weiteres Problem des Fantasy-Genres angeschnitten: Das ihm inhärente Pathos ist zwingend, ohne dieses würde die *Fantasy* sich ihrer Glaubwürdigkeit berauben und somit sterben. Deshalb kann *The Witcher* auch kaum mit humorvollen Momenten aufwarten, alles ist da von der drückenden Schwere des Schicksalhaften überlagert.

Entsprechend gibt es in der von Lauren Schmidt Hissrich konzipierten Serie eine gewisse Dramatisierung der Landschaft, mit einer Vorliebe für große, gewaltige Formen. Es treten zunehmend weibliche Charaktere auf, die sich profilieren, dem Helden zur Seite stehen oder gegen ihn intrigieren. Aber es ist doch der Held, dem das Hauptinteresse gilt; und nur sehr selten ist die Kamera von ihm so weit entfernt, dass seine muskulöse Statur den Bildrahmen nicht mehr ausreichend zu füllen vermag. Ferner stellt *The Witcher*, eine der unmittelbaren Folgen von *Game of Thrones*, dem Helden nackte weibliche Körper bei, sie sind nicht immer Teil der Handlung, gerne aber Teil des Dekors. Dass die Romanvorlage bereits mehrfach in ein *Adventure*-Spiel für die *Gaming*-Welt transformiert wurde, geht auch an der *Netflix*-Serie nicht spurbar vorbei: Oft verfolgt die Kamera diesen übernatürlichen Helden aus der Rückenansicht, umkreist ihn, und besonders in den aktionsbetonten Momenten wird das Geschehen mit Zeitlupe in die Länge gedehnt. Das schafft für das Auge visuell Berauschendes und setzt die aufwändigen Schwertkampf-Choreografien beeindruckend in Szene.

Die ohnehin schon detailversessene Schilderung der Handlung und ihrer Figuren wird zusätzlich erschwert durch eine komplexe Verschachtelung mehrerer narrativer Ebenen, die mit Rückblenden ineinander gewoben werden – Stringenz und Transparenz gehen dabei beinahe verloren, so sehr verliert die Serie sich fortschreitend im Labyrinth des Übererzählens. Spannend sind nichtsdesto trotz die verdeckt mitgeführten Exkurse in die altzeitliche Mythologie. Hinter Namen wie Nilfgard kann man die germanische Bezeichnung für die Erde, Midgard, erkennen, und auch einzelne Versatzstücke der polnischen Mythologie scheinen durch. Marc Trappendreher

Luxemburgensia

Claire Schmartz

In der Odyssee erzählt der Held um sein Leben. Immer wieder, bei jeder Station, bei jeder Begegnung, muss er seine Geschichte glaubwürdig erzählen, um weiterreisen zu können nach seiner fernen Heimat Ithaka, um endlich anzukommen. Und so passt er die Geschichte seiner Abenteuer an, um Gefahren zu entgehen oder sich Vorteile zu verschaffen. Dabei hat er nach 30 Jahren Irrfahrt nur ein Ziel: den unbarmherzigen Schikanen Poseidons zu entkommen. Jede Lebensgeschichte ist, wie das Wort bereits sagt, eine Geschichte – und Geschichten müssen erzählt werden. Aus dieser Perspektive vereint *Réhumanisez-moi* neun Berichte, die die Association Passerell aus mehr als 700 Texten ausgesucht hat: Exilgeschichten von Menschen aus Eritrea, Somalia, Afghanistan oder dem Irak, deren Weg sie über Libyen, Pakistan oder Griechenland bis nach Luxemburg geführt hat.

Die Berichte in *Réhumanisez-moi* geben den Erzählenden eine Stimme, ihrer individuellen Suche nach Asyl Gewicht. Die Biografien erinnern, wie Smaïn Laacher in seinem Geleitwort schreibt, an die „présence humaine qui oblige“ hinter den Zahlen, appellieren an das Mitgefühl der Leser/innen. Ihre Erzählungen zeichnen ein Bild dessen, was die meisten von uns nicht selber erlebt haben. Im Bericht teilen sich Erfahrung und Gesehenes mit. Aber Erzählen kann auch Traumata wieder an die Oberfläche bringen. Es sind keine fiktiven Geschichten wie die Odyssee, sondern authentische Erlebnisse. Doch der Seitenblick zum Mythos gemahnt eine grundlegende und problematische Parallele: Die Gastfreundschaft, die Odysseus sucht, nennt sich heute Asyl, und im Asylrecht entscheidet oft die Glaubwürdigkeit der Erzählung. Oder vielmehr: Ob die Erzählenden für glaubwürdig befunden werden, entsprechend der Erwartungshaltung der Zuhörer/innen. Denn dies kann zur Voraussetzung der Anerkennung der Menschenrechte der Geflüchteten werden. Im bürokratischen Dschungel haben diejenigen, die die Spielregeln festlegen, auch die Ausle-

Die Texte sind so gut geschrieben, die Geschichten so bewegend, so persönlich, so ernst und eindringlich, dass die verhandelten gesellschaftlichen, politischen und moralischen Fragen nicht direkt gestellt werden müssen

gunstshoheit über „wahr“ und „falsch“ der Berichte und ihr abschließendes Urteil über ein Schicksal.

Auch das wird zur Sprache gebracht, wenn die Erzählungen durch Faktuales ergänzt werden. Im Stil eines *Scrapbook* finden sich verschiedene Dokumente: Karten, ein Schema des bürokratischen Ablaufs eines Asylantrags, Textnachrichten, Zeichnungen des Künstlers Mauro Doro, Ausweise und Briefschnipsel, die nicht nur die Personen und ihren Charakter, sondern auch die Maschinerie des Asylrechts verdeutlichen. Die Texte sind so gut geschrieben, die Geschichten so bewegend, so persönlich, so ernst

und eindringlich, dass die verhandelten gesellschaftlichen, politischen und moralischen Fragen nicht direkt gestellt werden müssen, die ein Einzelschicksal an eine Gesellschaft als Ganze stellt.

Berichtet wird von den katastrophalen Zuständen in den überforderten und von der europäischen Gemeinschaft alleingelassenen Staaten Italien und Griechenland. Dass Antragsteller/innen das Land nicht verlassen dürfen, solange ihr Asylantrag nicht abschließend bearbeitet wurde, auch wenn sich das über Jahre hinziehen kann. Dass das Urteil des Verwaltungsgerichts in Luxemburg über den Asylantrag eines Irakers auch von dem Unwillen bestimmt wurde, mit einem Einzelfall einen Präzedenzfall zu schaffen. Aber zugleich wird hiermit über das Leben eines Menschen entschieden – und das Schicksal einer Familie und das vieler anderer Migrationsgesuche. Vieles im europäischen Asylrecht (dessen Umsetzung und Grundlagen wie Dublin II und III) bleibt kritikwürdig und der menschlichen und politischen Realität anzupassen.

Viele Geschichten wirken nach dem Lesen lange nach. Vor allem Semirah aus Eritrea, die ihren Mann erst nach siebeneinhalb Jahren Trennung wieder sieht, und die jahrelang allein dafür kämpft, ihre zwei Kinder nach Luxemburg zu holen; die 11 000 Euro bezahlen muss, um sie über eine Grenze in ein Lager schmuggeln zu lassen, bis die Bürokratie endlich mitzieht und die Kinder nach Luxemburg bringt. Wie die Einzelne hier mehr erreicht als ein System, das sie eigentlich schützen sollte. Der Band liefert konkrete Fälle, deren Ausgang oft irritiert, und Ansätze, das Asylrecht zu überdenken, die Vorgehensweisen und Urteile über „berechtigt“ und „unberechtigt“, „glaubwürdig“ und „unglaubwürdig“ in Frage zu stellen. Immer wieder treten Kinder – „Minderjährige“ genannt – als Verlierer und Abgehängte hervor. Viele haben keine Familie, die sich für sie einsetzen kann, und so setzt oft niemand sich für sie ein. Es gibt



Ibaaq aus Somalia – gezeichnet von Mauro Doro

auch Berichte, in denen die Betroffenen zum Schluss verschwinden. Ihre Freiheit finden sie scheinbar außerhalb des Systems, auf der weiteren Flucht, ohne Papiere, oder im Dschungel von Calais. Europäisches Asylrecht dürfte dies nicht als erstrebenswertere Alternative, als bessere Freiheit erscheinen lassen.

Passerell asbl (Hg.): Cassie Adélaïde, Ambre Schulz, Catherine Warin, Guillaume Chassaing: *Réhumanisez-moi – 9 vies en suspens ; livre-témoignage* ; Vorwort von Smaïn Laacher, Zeichnungen von Mauro Doro; Französisch; produziert von Maison Moderne, 2020; 222 Seiten, 25 Euro; ISBN: 978-99959-33-27-2.

Frauen lesen

Ich aus dem Automaten

Elise Schmit

Kaum ein Buch passt besser in diesen teils zermürbenden, teils hoffnungsvollen Juni 2020 als Olivia Wenzels Debütroman *1000 Serpentina Angst*. Dass sich zur Zeit viele solidarisch mit der „Black Lives Matter“-Bewegung zeigen und die maßlose Polizeigewalt in den Vereinigten Staaten verurteilen, sollte von Rassismus und Diskriminierung diesseits des Atlantiks nicht ablenken. Systemischen Rassismus gibt es natürlich auch in Europa. Man mag in dem Zusammenhang an den erfolgreichen Essay der Britin Reni Eddo-Lodge denken: *Why I'm no longer talking to white people about race* (2017). Eddo-Lodge zeigt in diesem Buch die systemischen Schwierigkeiten und Nachteile auf, mit denen sich POC (people of colour) in Großbritannien bzw. in allen vermeintlich aufgeklärten, fortschrittlichen westlichen Gesellschaften konfrontiert sehen, angefangen bei den Bildungs- und Karrierechancen über unausgewogene gesellschaftliche Erwartungen bis hin zum Zugang zum Wohnungsmarkt und den Möglichkeiten politischer Vertretung.

Es ist dieses Umfeld, in dem sich Olivia Wenzel mit ihrem Roman bewegt. Die 1985 in Weimar geborene Autorin beschreibt die Suche einer jungen Frau nach ihrer Identität und nach einem Lebensentwurf, in dem so etwas wie Glück zumindest vorstellbar ist. Daraus wird allerdings keine Fallstudie, die einfach einzelne Aspekte der zu erwartenden Ungleichheit durchdeklinieren würde, sondern eine kluge, frische Erzählung, die den Jetztozustand der deutschen Gesellschaft aus einem Blickwinkel beleuchtet, der eigentlich in der öffentlichen Wahrnehmung schon lange nicht mehr fehlen dürfte.

Die Protagonistin des Romans ist die Tochter einer weißen Deutschen und eines Angolaners, der seit ihrer frühen Kindheit nicht mehr in Deutschland lebt. Sie steht am Anfang der Geschichte

auf einem Bahngleis vor einem Snackautomaten und verkündet: „Mein Herz ist ein Automat aus Blech.“ Die Automatenmetapher stößt gleich ein Hauptthema des Buches an: das Treffen von Entscheidungen, die gewählten und nicht gewählten Möglichkeiten, von denen nicht immer klar ist, ob sie von außen vorgegeben werden wie das Angebot von Snacks im Automaten („von der morbiden Schweinerindswurst im Teigmantel bis zum Kokoschokoriegel“), oder ob sie dem Ich immanent sind wie das eigene Herz.

Der Bahnsteig, an dem die junge Frau steht, ist eben nicht „irgendein Bahnsteig, in irgendeiner Stadt“, sondern ein Ort, an dem eine besonders tiefgreifende Entscheidung fiel, auf die sie immer wieder zurückkommt. Das ständige Wechselspiel zwischen Innen und Außen, zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung, zwischen Zugehörigkeit

und Unzugehörigkeit, zwischen Hier und Dort, bestimmt das Wesen dieser Figur. Formal fängt Wenzel diesen Aspekt der Figurenzeichnung auf, indem sie den Gedankengängen der Figur eine Instanz beigesellt, die unablässig Fragen stellt und kommentiert, mal zur Selbstvergewisserung anhält, mal zur Rechtfertigung drängt. Das sind letztlich keine theoretischen Fragen; in der konkreten Situation geht es ums tatsächliche Handeln und um das, was in der wirklichen Welt dabei herauskommen kann. Bei allen Entscheidungen kann die Angst die Figur wieder einholen; ein unbeschwerter Ausflug an den See oder zu einem Campingplatz kann sich durch die Ankunft von Rechtsradikalen im Handumdrehen in eine bedrohliche Situation verwandeln.

Für eine reine Opferrolle ist die Lage jedoch zu komplex. Dessen wird sich die Figur zum Beispiel bewusst, wenn sie ihren Pass am Flughafen vorweisen muss: Plötzlich ist sie Teil einer privilegierten Gruppe, der scheinbar alle Türen offenstehen. Auch belässt es die Autorin nicht bei der Frage nach dem Umgang mit Rassismus. Die Einordnung in ein gesellschaftliches Gefüge hängt schließlich von weit mehr als von der Hautfarbe ab; es gilt zu entscheiden: welches Familiendasein, welche Freunde, welche Art des Wohnens, welche Form von Intimität, welche Stadt, welches Land.

In Rückblenden wird der Werdegang der Figur erzählt. Die Mutter pflegte stets ein distanziertes Verhältnis zu ihren beiden Kindern, die daher hauptsächlich bei den Großeltern aufwuchsen. In der Kleinstadt im Osten Deutschlands fallen die Geschwister durch ihr Aussehen auf. Wie Wenzel das Verhältnis der Figur zu ihrer Großmutter beschreibt, gehört zu den schönsten Momenten des Romans. Auch hier zeigt sich, dass ein Leben nicht einfach eine Theorie abbildet und der Grat zwischen moralischer Bewertung einerseits und

„Schokokrümel“ nennt die Großmutter ihre Enkel, und meint das – wie sonst? – lieb und zärtlich. Für die Kritik ihrer Enkelin an dieser Bezeichnung bleibt sie unzugänglich

persönlicher Verbundenheit andererseits sehr schmal ausfallen kann. „Schokokrümel“, nennt die Großmutter ihre Enkel, und meint das – wie sonst? – lieb und zärtlich. Für die Kritik ihrer Enkelin an dieser Bezeichnung bleibt sie unzugänglich. Fragen wie die nach einem respektvollen, nicht-rassistischen Umgang spart die junge Frau bei Besuchen daher lieber aus. Einen gewissen Hang zum Versöhnlichen kennzeichnet auch die Zusammenführung der Erzählstränge am Ende, aber das will man der Autorin eigentlich gar nicht anlasten. Wenn schon literarische Figuren keinen gangbaren Weg fänden, wer sollte das dann?

Olivia Wenzel: *1000 Serpentina Angst*. Roman. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2020.



Olivia Wenzel

L'OPL face au Covid-19

Un vide à combler

Kévin Krocze

Une corde qui casse, des pages qui se font la malle, un pupitre qui tombe à la renverse ou plus simplement, une rencontre ratée avec un public. Autant de situations redoutées par les membres d'un orchestre. Lorsqu'on demande à Leo Halsdorf de nous confier son pire souvenir sur scène, il se marre doucement, cherche un long moment, mais n'en trouve pas. Il admet qu'une « mauvaise journée » peut toujours avoir lieu. Mais à ce moment-là, on se remet en question et on repart. Lorsqu'on lui demande si même les mauvais moments passés sur scène lui manquent, il n'hésite pas, « absolument, oui ». Leo Halsdorf est un des 98 membres de l'Orchestre Philharmonique du Luxembourg (OPL). Il occupe le poste de cor solo et comme l'intégralité de ses camarades de jeu, il ne s'est pas produit sur scène depuis plusieurs mois.

La Philharmonie Luxembourg a récemment publié son programme prévu pour la saison 2020/21. On y apprend notamment que le retour sur scène de l'OPL aura lieu le 17 septembre, avec du Beethoven. Évidemment, l'institution est encore fébrile. En l'état actuel, rien n'est encore décidé en matière de mise en place des futurs concerts à domicile (limitation du nombre de spectateurs, application des gestes barrières, port du masque) et à l'étranger (restrictions concernant la liberté de voyager pour les membres de l'orchestre). Patrick Coljon, *senior manager orchestra* à la Philharmonie et lui-même ancien corniste de l'OPL, est en contact régulier avec l'ensemble. Il se veut rassurant, les musiciens sont en bonne santé, mais les retombées sont sérieuses. Ainsi, au moment de l'entretien, l'orchestre aurait dû se trouver à Stockholm.

Le 12 mars dernier, alors que l'ensemble était en pleine répétition, le directeur de l'institution Stephan Gehmacher a fait irruption dans la salle et les musiciens ont été priés de rentrer chez eux, à contrecœur. Anne-Catherine Bouvet, qui occupe le poste de second hautbois et cor anglais, à l'instar de ses camarades, répète à domicile, jour après jour. « Nous sommes un peu comme des sportifs. Nous devons garder une forme physique, garder la vélocité de nos doigts ». Ces répétitions individuelles, pour « garder la forme »

On soupçonne notamment les cuivres et les bois de vaporiser des gouttelettes et postillons, et donc de présenter des risques de contamination

Lockdown

Allein, sozial, politisch, verträumt

Stéphanie Majerus

Sie klebten draußen an Sonnentagen im März und April: An Flussufern, öffentlichen Plätzen, in Parkanlagen – und joggen durch die Gassen. Vor allem aber gingen die Gelockdownten spazieren. Sie versuchten ihren vier Wänden zu entkommen, indem sie an der frischen Luft umherliefen.

Als die Regierung Mitte März das ganze Land unter das Motto *#bleiftdoheim* verbannte, war zeitweilig eine der wenigen noch erlaubten Aktivitäten das Spazierengehen. Allerdings nicht ohne Weiteres, denn der Premier erklärte, man solle „nicht zu dritt, viert oder fünft spazieren gehen“, eben nur allein oder mit Personen, die im gleichen Haushalt leben. Ein paar Wochen war es den Einwohnern zudem nicht mehr möglich, mit dem Auto zu einem der 201 beschilderten Rundwanderwege zu fahren. Dabei verweist der Name „Autopédestre“ darauf, sich mit dem Auto zum Startpunkt des Rundwegs zu begeben, wie von offizieller Seite erläutert wurde. Luxemburg erfand in den 1960-er Jahren Spaziergänge, die mit dem Auto beginnen und enden; diese Tradition hatte das Coronavirus vorübergehend ausgehebelt.

In den Nachbarländern hingegen warben die Starärzte fürs Grüne: „Aus der Epidemiologie gibt es dafür, dass man nicht mehr an die frische Luft darf, kein Argument“, sagte der Virologe Alexander Kekulé. „Wenn wir Menschen dauerhaft zuhause in der Bude einsperren, ist es wahnsinnig schwierig, das psychologisch auszuhalten“, warnte er. Und Christian Drosten beschwichtigte: Es sei nicht so, dass man sofort infiziert werde, wenn man den Nachbarn beim Spazierengehen begegne.

Daniel Koch vom Schweizer Bundesamt für Gesundheit meinte seinerseits Mitte März, wenn er Menschen mit dem Rollator an der Sonne spazieren sehe, finde er das in Ordnung. Sehe er jedoch die gleichen Leute im Einkaufszentrum rumschleichen, müsse er sich Fragen über die mangelnde Solidarität innerhalb der Gesellschaft stellen.

Während die Älteren mit ihrem Rollator draußen herumlaufen, entdeckten die jüngeren Generationen

„das Promenieren mit Promille“. Stefan Gubser berichtete im *SRF*, wie er im *Lockdown* „das Trinken ohne Tresen“ praktizierte; die Beiz und die Bar habe er nicht vermisst, dafür am Stadtrand sein Bier aus

dem Pappbecher genossen sowie die „Poesie der Peripherie“. Der Publizist Nils Markwardt schrieb auf Twitter: „Auch so 'ne Folge von Corona: Ich geh freiwillig und unironisch spazieren“.



Während die Älteren mit ihrem Rollator draußen rumlaufen, entdeckten die jüngeren Generationen „das Promenieren mit Promille“



Les cuivres de l'OPL ; Anne-Catherine Bouvet, Luise Aschenbrenner et Leo Halsdorf (de gauche à droite)

présentent une limite claire, celle de l'absence des autres. « Les répétitions en groupe sont vitales pour un ensemble et pour appréhender les bonnes sonorités et intonations d'une composition », assure Patrick Coljon. Les retrouvailles physiques seront sans doute difficiles, l'important pour les musiciens sera de trouver de nouveaux repères à défaut de retrouver leurs marques, puisque la disposition des sections et les distances entre les musiciens sur scène risquent d'être inédites.

On parle de plusieurs mètres de distance entre les artistes et de cloisons en plexiglas. « C'est très agréable d'être à côté d'un collègue. On l'entend jouer mais aussi respirer », se souvient Patrick Coljon. Cette proximité tant recherchée par les artistes est évidemment remise en cause. On soupçonne notamment les cuivres et les bois de vaporiser des gouttelettes et postillons, et donc de présenter des risques de contamination. Faute de littérature scientifique complète sur la question, un certain nombre d'initiatives, comme l'étude *Muscovid-1* de l'Hôpital Saint-Vincent de Lille se sont lancés comme objectif d'établir les risques de la pratique de certains instruments face au virus Covid-19. L'OPL se tient au courant et prendra en compte toutes les recommandations qui seront publiées d'ici quelques temps. Patrick Coljon se veut optimiste. Une récente étude réalisée par l'Orchestre Philharmonique de Vienne et certifié par notaire, tend à



démontrer qu'il n'y aurait pas de risque de propagation du virus entre les musiciens s'ils se situent à un mètre les uns des autres.

Entre temps, pour pallier la suppression des concerts, la Philharmonie Luxembourg a lancé deux initiatives digitales, *OPL at home* et *Phil Live doheim*. La première concerne directement les membres de l'OPL et le premier épisode diffusé début avril et consacré au *Boléro* a été bien accueilli. Les artistes ont été invités à jouer et à se filmer sur un tempo et toutes les vidéos individuelles ont été regroupées. En résulte une mosaïque, une expérience interactive sympathique, pain béni pour le marketing, et dont le procédé a été utilisé par à peu près tous les orchestres philharmoniques du monde ces derniers mois. Anne-Catherine Bouvet reconnaît que même si cette expérience digitale était émouvante, elle ne remplacera jamais la sensation de la scène, du jeu face à un public. Leo Halsdorf parle de « thérapie », d'une façon de « combler le vide » tout en ne prêtant que peu d'avenir à ces concerts digitaux. Même son de cloche pour Patrick Coljon qui considère que rien ne pourra remplacer « les moments magiques » d'un concert, de ses réussites, comme de ses ratés.

Les premières répétitions devraient avoir lieu début septembre. La billetterie pour les prochains concerts de l'OPL ouvrira le 18 août sur www.philharmonie.lu

Luxemburg erfand in den 1960-er Jahren Spaziergänge, die mit dem Auto beginnen und enden; diese Tradition hatte das Coronavirus vorübergehend ausgehebelt

ser denke man. Ist das schlecht? Nein, Autoren und Künstlern kommt es gelegen: So ploppen Metaphern und Bilder assoziativ aus den Synapsen. Wissenschaftlicher bietet das Geh-Zeitfenster die Möglichkeit, Ideen nochmals kreuz und quer zu verbinden. Und andere Problemknoten des Alltags, ob emotionaler oder pragmatischer Natur, könnten sich ebenfalls entwirren – und sei es nur, weil man ihnen sozusagen die Dramatik abläuft und entspannter wird. Gerade der einsame Spaziergang jedenfalls ermöglicht es, in Dialog mit sich selbst zu treten.

Aber der Fußgänger im Solitärmodus kann auch sehr sozial sein. Dieser „aktive Müßiggang“ trainiert laut O'Mara unsere „soziale Kognition“, weil das Gehen das Denken an Mitmenschen fördern kann. In Zeiten von *Social Distancing* bleibt der Spaziergang also doch eine ideale Freizeitaktivität. Wird unsere Hauthülle dabei von ein paar Sonnenstrahlen getroffen, wird obendrein das Immunsystem gestärkt.

Allerdings sind die Gesundheitsvorteile nicht ganz umsonst zu haben: So richtig entfalten sie sich erst, wenn der Fußgänger nicht langsamer als fünf Kilometer pro Stunde geht und dieses Tempo an mindestens vier Tagen pro Woche 30 Minuten lang beibehält.

Die Sache mit dem Spazierengehen lief aber dann doch noch aus dem Ruder. Ein paar Wochen später formierte sich im Nachbarland Deutschland um diese harmlose Beschäftigung ein politisches Statement. Rechts- und linksextreme Gruppierungen, Verschwörungsmithologen und Bürger aus der Mitte riefen an Samstagnachmittagen zu „Hygiene-Spaziergängen“ auf. Die Protestwanderung begehrte dabei unter anderem auch gegen Impfpflicht und den Verrat an Grundrechten auf (vgl. Theobald, *d'Land*, 15.5.2020).

In Luxemburg fordert man derweil mehr Platz für Fußgänger und Fahrräder, Kneipen und Restaurants; in Zeiten von Corona-Abstandsregeln solle die Politik bestimmte Straßen sperren. Bisher aber zögert die hauptstädtische DP-CSV-Spitze, Autos die *sui generis* Vorfahrt im Stadtbild zu nehmen. In Italien hat die Stadteroberung durch vor allem Abendspaziergänger schon länger Tradition und es zu einem eigenen Begriff gebracht: der *passaggiata*; das gesellige Rumschleichen, bei dem man mit Freunden und Nachbarn plauscht und sich bei Gelegenheit ein *Gelato* oder eine *Arancini* an einer Theke kauft. Würde ein solcher kultureller Import in Zeiten limitierter Kulturevents nicht gelegen kommen? Zugegeben, den luxemburgischen Städten fehlt leider die charmante Kulisse verwinkelter Gassen, wie in Italien üblich.

Wer das Buch *Das Glück des Gehens* (2020) von Shane O'Mara, Professor für experimentelle Neurowissenschaften, liest, wird über die vielen positiven Eigenschaften des Spaziergehens unterrichtet. Gerade in Zeiten des chronischen Sozialminus berge das Gehen Chancen: Denn zwischen Gehen, verbesserter Kreativität, einer Stimmungsaufhellung und einer allgemeinen Steigerung der Denkleistung bestehe ein Zusammenhang.

Das Spaziergehen ist Träumen bei Wachbewusstsein: Gedanken werden wiedergekaut, auseinandergerollt und verdaut. Nicht nur die Beine wandern, sondern auch die Gedanken, und das – so belegen es zahlreiche Studien – führt zu Problemlösungen. Und je schneller man gehe, desto zusammenhanglo-

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics
Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 23.07.2020
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Les offres sont obligatoirement et exclusivement à remettre via le portail des marchés publics avant la date et l'heure fixées pour l'ouverture.

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Travaux de chapes à exécuter dans l'intérêt de la construction du Lycée technique pour Professions de Santé et hall des sports Logopédie à Strassen

Description succincte du marché :
– Préchapes : env. 600 m² ;
– Chapes au ciment, flottantes et adhérentes : env. 3 400 m² ;
– Cornières métalliques : env. 300 ml ;
– Béton industriel : env. 150 m² ;
Les travaux sont adjugés en bloc à prix unitaires.
La durée prévisible des travaux est de 60 jours ouvrables
Début prévisionnel des travaux : fin 2020.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le portail des marchés publics (www.pmp.lu).
La remise électronique est obligatoire.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
Toutes les conditions de participation sont indiquées dans les documents de soumissions

Réception des offres :
Les offres sont à remettre via le portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
11.06.2020

La version intégrale de l'avis no 2000945 peut être consultée s ur www.marches-publics.lu

Poste vacant

La Commission Internationale pour la Protection du Rhin (CIPR)

recrute à compter du 1^{er} janvier 2021

un(e) interprète/traducteur(trice)

au secrétariat de la Commission à Coblence (Allemagne) pour un poste à temps plein (39 heures par semaine).

L'interprète de conférence/ traducteur(trice) interprète par an env. 50-60 réunions de la CIPR avec un autre interprète de l'allemand et du néerlandais vers le français ainsi que du français vers l'allemand (retour). L'interprétariat se fait pour l'essentiel en simultané. Il/elle traduit par ailleurs tous les documents de séance et les publications de la CIPR de l'allemand et du néerlandais vers le français.

Pour tout renseignement complément-taire, veuillez contacter le chef du secrétariat Marc Daniel Heintz (marcdaniel.heintz@iksr.de, +49(0)2619425217).
Veuillez envoyer votre dossier de candidature complet d'ici le 24 juillet 2020 à 24.00 heures sous forme électronique à l'adresse sekretariat@iksr.de

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics
Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Fournitures

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 17.07.2020
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Les offres sont obligatoirement et exclu-sivement à remettre via le portail des marchés publics avant la date et l'heure fixées pour l'ouverture.

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Travaux d'échafaudage à exécuter dans l'intérêt de la construction de la Maison de Soins à Bascharage

Description succincte du marché :
Le présent marché est un marché de travaux d'échafaudage pour la construc-tion d'une maison de soins à Bascha-rage. Les travaux comprennent un échafaudage de façade pour des travaux de façade en briques d'env. 8 500 m².
Les travaux sont adjugés en bloc à prix unitaires.

La durée prévisible du marché est de 25 jours ouvrables.
Le début prévisible des travaux : premier trimestre 2021.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le portail des marchés publics (www.pmp.lu).
La remise électronique est obligatoire.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
Toutes les conditions de participation sont indiquées dans les documents de soumissions.

Réception des offres :
Les offres sont à remettre via le portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
08.06.2020

La version intégrale de l'avis n° 2000910 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics
Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Fournitures

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 22.07.2020
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Les offres sont obligatoirement et exclu-sivement à remettre via le portail des marchés publics avant la date et l'heure fixées pour l'ouverture.

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Fourniture et installation de mobilier administratif à exécuter dans l'intérêt de la construction du Lycée technique agricole à Gilsdorf

Description succincte du marché :
*Type du bâtiment :
Nouveau lycée 800 étudiants*
– Tables : env. 281 pces ;
– Bureaux : env. 33 pces ;
– Chaises : env. 857 pces ;
– Armoires basses : env. 48 pces ;

– Armoires hautes : env. 301 pces ;
– Mobilier bibliothèques et spécifiques divers.
Les travaux sont adjugés en bloc à prix unitaires.
La durée du marché est de 105 jours ouvrables à débiter au premier trimestre 2020.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le portail des marchés publics (www.pmp.lu).
La remise électronique est obligatoire.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
Toutes les conditions de participation sont indiquées dans les documents de soumissions.

Réception des offres :
Les offres sont à remettre via le portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
08.06.2020

La version intégrale de l'avis n° 2000913 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics
Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Fournitures

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 22.07.2020
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Les offres sont obligatoirement et exclu-sivement à remettre via le portail des marchés publics avant la date et l'heure fixées pour l'ouverture.

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Fourniture et installation de mobilier scolaire à exécuter dans l'intérêt de la construction du Lycée technique agri-cole à Gilsdorf

Description succincte du marché :
*Type du bâtiment :
Nouveau lycée 800 étudiants*

– Bureaux enseignant : env. 116 pces ;
– Pupitre élèves simple et double : env. 1 131 pces ;
– Chaises et tabourets : env. 2 105 pces ;
– Armoires de classe : env. 129 pces ;
– Tableau blanc : env. 88 pces ;
– Mobiliers spécifiques divers.

Les travaux sont adjugés en bloc à prix unitaires.
La durée du marché est de 105 jours ouvrables à débiter au premier trimestre 2020.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le portail des marchés publics (www.pmp.lu).
La remise électronique est obligatoire.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
Toutes les conditions de participation sont indiquées dans les documents de soumissions.

Réception des offres :
Les offres sont à remettre via le portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Date d'envoi de l'avis au Journal offi-ciel de l'U.E. :
08.06.2020

La version intégrale de l'avis n° 2000914 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics
Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 23.07.2020
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Les offres sont obligatoirement et exclu-sivement à remettre via le portail des marchés publics avant la date et l'heure fixées pour l'ouverture.

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Travaux de plâtrerie et de plafon-nage à exécuter dans l'intérêt de la construction du Lycée technique pour

Professions de Santé et hall des sports Logopédie à Strassen

Description succincte du marché :
– Enduit au plâtre : env. 4 300 m² ;
– Enduit au ciment : env. 925 m² ;
– Isolations thermiques : env. 750 m² ;
– Cloisons légères en plaques de plâtre : env. 2 000 m² ;
– Plafonds suspendus en plaques de plâtre : env. 930 m².

Les travaux sont adjugés en bloc à prix unitaires.
La durée prévisible des travaux est de 100 jours ouvrables.
Début prévisionnel des travaux : fin 2020.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le portail des marchés publics (www.pmp.lu).
La remise électronique est obligatoire.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
Toutes les conditions de participation sont indiquées dans les documents de soumissions

Réception des offres :
Les offres sont à remettre via le portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
11.06.2020

La version intégrale de l'avis n° 2000941 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

d'Letzebuenger Land

Fondé en 1954 par Carlo Hemmer, édité par Leo Kinsch de 1958 à 1983

Hebdomadaire politique, économique et culturel indépendant paraissant le vendredi. Publié par les Éditions d'Letzeburger Land s.à r.l., R.C. B 19029, N° TVA LU 12 12 40 22. La reproduction des articles et illustrations est interdite sans l'accord écrit de l'éditeur. **Rédactrice en chef** Josée Hansen (48 57 57-26; jhansen@land.lu), **Rédaction** Peter Feist (48 57 57-24; pfeist@land.lu), Ines Kurschat (48 57 57-28; ikurschat@land.lu), Pol Schock (48 57 57-35; pschock@land.lu), Pierre Sorlut (48 57 57-20; psorlut@land.lu), Bernard Thomas (48 57 57-30; bthomas@land.lu) **Photos** Sven Becker (48 57 57-36; sbecker@land.lu) **Gérant et mise-en-page** Pierre Greiveldinger (48 57 57-34; pgreiveldinger@land.lu) **Administration et publicité** Zoubida Belgacem (48 57 57-32; zbelgacem@land.lu) **Édition et rédaction** 59, rue Glesener L-1631 Luxembourg **Courrier** Boîte postale 2083, L-1020 Luxembourg **Téléphone** 48 57 57-1 **Fax** 49 63 09 **E-mail** land@land.lu **Internet** www.land.lu **Twitter** @Letzland **Facebook** d'Letzebuenger Land **Instagram** letzebuenger_land **Impression offset** Imprimerie Saint-Paul **Prix par numéro** 4,00 € **Abonnement annuel** 140,00 € **Abonnement étudiant/e** 75,00 € **Comptes en banque** CCPLULL : IBAN LU59 1111 0000 5656 0000, BILLULL : IBAN LU29 0027 1003 6990 0000, BGLLULL : IBAN LU32 0030 0431 7039 0000, BCEELULL : IBAN LU30 0019 1000 2939 1000, CELLULL : IBAN LU71 0141 7162 5000 0000, BLUXLULL : IBAN LU59 0080 0484 9600 1003



se et le bâtiment administratif, le portail du portier ative pour la grève de 1942 répétitivement le passé de complètement réhabilités (photo de Leo)

des linguistes aient les différents modèles d'un-banisation. Wille et l'habillage sont deux gigan-tiques genres qui ont été inventés en tant qu'p-blique, avec des objectifs sociaux et éducatifs. Or, la première du marché du logement est devenue celle qu'elle avalué les rêves du passé. Ce qui est fin de compte, n'est pas vraiment dans l'ordre de la réalisation, mais par l'écriture de la



males weitgehend frei berichtenden türkischen Medien systematisch unter Druck zu setzen. Nicht mit gestrichelten Einschränkungen, son- dern durch schlaue Infiltrieren. Der erfahrene und kritische Journalist Aydin Ergin beschreibt dieses Vorgehen im Blog international.de/links/ de/so. „Ein Finanzpool, der aus höchstens fünf oder sechs großen Bauunternehmen besteht, die den Löwenanteil bei staatlichen Ausschreibun- gen erhalten, hat Zeitungen und Fernsehkanäle in aufgekaut und deren Führungspersonen mit Leuten besetzt, die Erdgasum Erschließungen und Anweisungen befolgen.“

ernsten Angriffs des autoritären Regimes auf kritische Medien häufen sich bereits im Vorfeld. Denn seitdem die größten und be- kanntesten Medien von Erdgasum Helfern un- terwandert sind, sind es vor allem die kleineren Medien im Internet, die dem Regime ein Dorn im Auge sind.

Mit einer Abordnung vom 1. August 2019 ver- sucht der türkische Hohe Rat für Rundfunk und Fernsehen (RTÜK) zur Zeit, das Internet unter seine Kontrolle zu bringen. Laut ihr müssen ab- jetzt Sender und Livestream-Kanäle, die in der

Der Vertreter von Erdgasum Partei im RTÜK: Nuraliib Öztürk, besetzt gegenüber der BBC. zwar, dass Sender, die auf YouTube oder Peris- cope einige Stunden senden, von der neuen Regelung nicht betroffen seien. Doch der Text der Abordnung ist demgegenüber unmisslich, dass nicht nur die vom Regime verhassten kri- tischen Medien in der Türkei wie Medya-cope oder F24 bald zum Schweigen gebracht werden könnten, sondern auch internationale Sender. Vor allem wird bereits geklärt, wie die Kon- trollure von RTÜK mit dem neuen, gemein- samen YouTube-Kanal der Sender Deutsche

nen lässt, wobei die Rete geht untereinander Medienausfälle In diesem „Analysis“ wird nicht erstattet der türkische und Sendungen der britischen schen DW, der US-amerikan französischen France24, die n und des chinesischen CRI vor Tageszeitung The Independent das Privilegien einzelner Jour- nisten wird analysiert. Sie i ihrer Facebook- oder Twitte- ter.“ Sie behauptet, die For- wissenschaftlichen Ergebnisse

Die genannten Medienanstal- ten der dort beschäftigten bei- zum Beispiel in den sozialen N- Terrorangriffen auf die Dik verurteilt nach ihre Trauer f- Schuldabfertigung. „Ein beider- ar Medienanstalten, die von- vielfältigen und unabhängigen bereiten, befinden sich unter Türkei-Gegensatz.“

Sie „empfehl“ dem internat- häusern dreht, sie sollen ihre aberprüfen, die Arbeit der Bi- treiben, die antischen Diktä- Türkei mehr Beachtung schen- einseitige Berichterstattung nur Dabei bleibt zu betonen, da- Regime noch nicht sein gesamt und Polen gegen die Medien n- dass es in naher Zukunft wech- baltieren, nach für die noch a- ten auch nur eines Schlimme- Normalisierung gibt.

Monument et monumentalité

Le monolithe mis en morceaux

Lucien Kayser

Deux dangers menacent le sport et au-delà, l'emprise des finances et la mainmise de la politique. Regardez seulement les stades qu'on construit et qu'on nomme ; naguère ça rappelait les Jean Bouin, Giuseppe Meazza ou Fritz Walter, il n'y en a plus aujourd'hui que pour les acteurs économiques. D'autre part, tous les quatre ans, à moins de crise sanitaire, tel pays, tel régime de s'autocélébrer dans une cathédrale sportive nouvellement construite ; pour en rester dans un passé pas trop lointain, Berlin 1936, Rome toutefois avait dû attendre 1960 alors que tout avait été prêt, dès la fin des années 1920, avec le centre sportif du Foro Italico, exemplaire dans l'exaltante boursouflure.

À l'époque, durant la période fasciste, c'était le Foro Mussolini, on a changé le nom, mais pour le reste... Elles sont toujours là, les statues d'athlètes monumentales du stade des Marbres (ah, les Italiens peuvent puiser ou creuser à la source). Et même le Duce reste présent, 75 ans après Giulino di Mezzegra et son exécution avec sa maîtresse. À l'entrée principale, rien de moins, piazza Lauro De Boris, du nom d'un antifasciste, aviateur italien qui ne doit guère trouver de repos au fond de la mer Tyrrhénienne. De voir au centre de la place le monolithe Mussolini, un obélisque de marbre de Carrare, de 36 mètres (en incluant la base), d'un poids de 300 tonnes. Il paraît qu'il s'agit du plus grand monolithe taillé au XX^e siècle, découpé à flanc de montagne toscane avec des scies à fil et fini à la main et à la sueur des chemises noires.

Que faire aujourd'hui de pareil monument ? Bien sûr, on peut le faire tomber comme le régime dont il devait assurer la gloire, *exegi monumentum*..., celui-là n'est ni de bronze ni fait de poésie. L'exemple existe (quitte à ce que la disparition ne fût que momentané), de la colonne Vendôme, et Courbet qui pose devant avec ses compagnons de la Commune. Le monolithe, lui, tient debout, qui pis est, avec son inscription sur toute la hauteur, et le Comité olympique italien le fit ravalier en 2006 pour plus de deux millions d'euros.

Peut-être que la démolition, en effet, n'a guère de sens. On n'efface pas l'Histoire, encore faut-il en prendre la juste mesure. Y porter un regard juste. C'est exactement ce que font Bruno Baltzer & Leonora Bisagno, dont on connaît dans le travail

De Mussolini à Luis Simon, annagrammatiquement, Baltzer & Bisagno face à l'Histoire

l'engagement citoyen qui est le leur, leur attention aux données, aux réalités économiques, sociales, politiques. Il n'y a qu'à se reporter par exemple aux photographies ramenées de leurs voyages ou résidences, de Montréal et de la carrière Francon, de Pékin et de la place Tian'anmen. Cette fois-ci, c'est du dur, comme il convient à un séjour à la villa Romana, à Florence.



La panchina di Luis Simon, de Bruno Baltzer & Leonora Bisagno, à la villa Romana (2019)

Ils ne pouvaient échapper à une recherche autour des conditions, des techniques d'extraction du marbre, ils devaient y découvrir la tradition anarcho-syndicaliste. Et à l'opposé, comment ne pas être frappés par cette autre occurrence du marbre, les monuments fascistes et leur pérennité sur le sol italien, leur grandiloquence au-delà de la catastrophe. Alors Baltzer & Bisagno se sont résolus, face à l'obélisque Mussolini, à un double exercice en démythification. Ils ont défait le nom qui, annagrammatiquement, a donné Luis Simon, personnage imaginaire, opposé au Duce, et ils lui ont dédié un banc, fait de marbre extrait de la même carrière Carbonera de Carrare que le monolithe.

La panchina di Luis Simon en a les proportions, mais comme si l'obélisque s'était dégonflé, les mêmes proportions, mais en taille réduite. Et mis en morceaux, cinq segments en tout, et par terre, attendant que les bonnes gens s'assoient dessus. Beau renversement d'une verticalité et d'une monumentalité arrogantes, et gageons que si l'on transplantait la panchina di Luis Simon au Foro Italico, Lauro De Boris serait le premier enchanté de cette nouvelle compagnie.

Arts plastiques

Au fil de l'eau



Les toiles de Summer Wheat ont un aspect de broderies

On pourra aller voir, jusqu'au 18 juillet, la production la plus récente de Summer Wheat rue Saint-Ulric, qui coïncide avec une grande exposition personnelle au Kemper Museum à Kansas City. Summer Wheat (blé d'été, cela ne s'invente pas), n'est ni afro-américaine comme beaucoup d'artistes de la galerie Zidoun-Bossuyt, ni amérindienne, malgré sa naissance dans l'État de l'Oklahoma.

Comme sa peinture est haute en couleurs, cela fait dire, dans le texte qui accompagne son exposition *Shallow Water*, qu'elle a quelque chose en commun avec la palette et les aplats colorés de Matisse, ses découpages, que les profils anguleux de ses figures féminines tiennent de Picasso, voire qu'il se dégage en général, comme une impression archaïsante rappelant les hiéroglyphes égyptiennes...

On abordera plutôt d'abord sa technique très particulière pour approcher l'aspect formel de son travail. La peinture acrylique est appliquée au couteau et à la douille de pâtisserie, sur l'arrière d'une fine toile quadrillée en aluminium. Une technique surprenante qu'a développée Summer Wheat, qui s'apparente, pour mieux l'illustrer, aux passages successifs des couleurs sur les presses du lithographe et bouche les trous. Il en résulte un aspect de broderies.

Effet garanti, quand Summer Wheat semble aussi avoir une très bonne connaissance de l'Oklahoma, où elle est née en 1977 et où elle a étudié, même si elle vit à New York depuis 2009. Les sujets de ses tableaux sont comme autant de récits. La conteuse est une femme contemporaine (elle-même ?) qu'elle nous invite à suivre, quittant ses fourneaux pour ensuite dériver vers un univers aquatique, partant d'une casserole sur la plaque de cuisson dont l'eau se renverse (*Macaroni and Cheese, Spilling Over*).

L'eau qui déborde descend alors joyeusement en cascade comme d'étage en étage de fontaines : nous voilà devant des totems où se superposent des animaux de l'Oklahoma et emblématiques de la culture amérindienne : la grenouille, le crotal, des fruits aussi, comme la fraise, et des poissons. La petite silhouette de femme, tout en haut de cette pyramide, est joyeusement portée par le jet d'eau.

Ailleurs, dans des grands tableaux épiques, des femmes s'activent en groupe à pêcher du poisson, capturer des crabes et des homards. L'interprétation contemporaine voudrait que ces femmes, échappées de la cuisine, s'adonnent à une activité masculine (*Manual Labor, Pulling Crab Legs*), ce qui colle à notre époque. Mais on pourrait dire aussi que ces femmes (*Downpour*) seraient elles-mêmes la source des cours d'eau, des fleuves et des lacs, nombreux dans l'Oklahoma. C'est en tout cas, si on revient à la technique de Summer Wheat, qui évoque des tapisseries anciennes, un joli hommage aux femmes façon chanson de geste. Marianne Brausch

L'exposition *Shallow Water* de Summer Wheat, est à voir jusqu'au 18 juillet à la galerie Zidoun-Bossuyt, 6, rue Saint-Ulric, à Luxembourg-Grund ; www.zidoun-bossuyt.com.

Kino

Stille Wasser

Marc Trappendreher

Der Verschwörungsthiller basiert auf besondere Weise auf der Erzeugung von Angst und Sorgen; er informiert indirekt über die Gesellschaft, in der man lebt. Und daher gibt er – wenngleich filmisch überhöht – Auskünfte darüber, wie und warum sich menschliche Abgründe auf tun. Umso verstörender scheint nun der Umstand, dass in *Dark Waters*, dem neuen Film von Todd Haynes, alles auf wahren Begebenheiten beruht. Mark Ruffalo gibt darin den Unternehmensverteidiger Robert Billiot, der es aber nun entgegen seiner Überzeugung auf das Chemieunternehmen DuPont abgesehen hat. Er wirft dem Unternehmen vor, giftige Chemikalien in den Ohio River und andere gefährliche Stoffe in einer nicht abgedichteten Deponie zu entsorgen. Nicht nur sterben dadurch Tiere, auch die Menschen sind von der Kontaminierung betroffen ...

Der Film basiert auf einem Artikel von Nathaniel Rich im *New York Times Magazine* mit dem Titel „The Lawyer Who Became DuPont's Worst Nightmare“¹ von 2016 und bietet für die Adaption für das amerikanische Kino reichlich Stoff.



Mark Ruffalo as Unternehmensverteidiger Robert Billiot

Die Macht – so will uns Todd Haynes' *Dark Waters* sagen – liegt zuvorderst bei den Konzernen

Dieser Robert Billiot ist in dieser Geschichte der aufrichtige amerikanische Held, der einem System von Korruption und Machtmissbrauch auf die Schliche kommt. Diese verworrene Affäre der Staatskorruption greift tief: DuPont, das in den letzten vierzig Jahren rund 70 000 Menschen vergiftet hat, ist ein ganz einflussreiches Unternehmen, das ganz auf den eigenen Profit bedacht ist. Es gibt eine direkte Linie zwischen der korrupten Firma und der Staatspolitik, die von ehrfürchtigem Zögern und Angst durchdrungen ist. Die Verunsicherung und die Zweifel in diesem kapitalistischen System deckt Todd Haynes langsam und mit Bedacht auf und setzt dabei auch ganz auf eine kontrastreiche Inszenierung: Robert Billiot fährt da etwa durch den grauen und trostlosen Vorstadort, der unmittelbar von der Kontaminierung betroffen ist, und wir hören den allzu positiv gestimmten Song *Country Roads* von John Denver. Bild und Ton wollen keine harmonische Einheit mehr eingehen in dieser verruchten Gegend, sie fallen vielmehr auseinander.

Ebenso wie in *Motherless Brooklyn* ist hier dieser Reflex auf den Verlust der politischen Verantwortung zu spüren. *Dark Waters* unternimmt die stellenweise dokumentarisch anmutende Rekonstruktion dieser Ermittlungsarbeit, die ihren Anfang um 1980 nahm und dann in einen Gerichtsprozess mündete, der auch heute noch nicht zum Abschluss gekommen ist. Dabei werden alle Standards des Genres durchgespielt, um den Spannungseffekt zu garantieren. Nicht nur auf professio-

neller Ebene gerät der Held in Bedrängnis, auch seine Familie ist bedroht und scheint an dieser Affäre zu zerbrechen. Das Misstrauen in die politische Ordnung isolieren Billiot, und nur noch zu seiner Frau Sarah (Anne Hathaway) kann er Vertrauen fassen. Mark Ruffalos schauspielerische Muster machen diesen Abgang mit, in seinem Gesicht lässt sich die Verzweiflung und der zunehmend schwächelnde Gesundheitszustand ablesen. An den befreienden Geist engagierter Aufdeckungsarbeit wie in *All The President's Men* (1976) glaubt dieser Film nicht mehr. Todd Haynes arbeitet wiederkehrend mit Zeittafeln, die das schiere zeitliche Ausmaß dieses Konfliktes visuell verdeutlichen, und genau da kommt es als Schock, dass man langsam die Ausweglosigkeit, die Nichtigkeit dieser Unternehmungen gewahr wird: Die Macht – so will uns *Dark Waters* sagen – liegt zuvorderst bei den Konzernen. Imposant setzt Haynes den Wolkenkratzer der Firma DuPont in Szene, einen Pfeiler der Macht, der so einfach nicht einzureißen ist.

Todd Haynes kennt man vor allem durch seine an Douglas Sirk angelehnten Melodramen *Far From Heaven* (2002) oder *Carol* (2015), denen ein beständiger Optimismus anhaftete. Mit *Dark Waters* stellt sich indes eher das erdrückende Gefühl der Ernüchterung ein, und doch ferner auch eines der Anerkennung für diesen Mann Robert Billiot, der Machtmissbrauch trotz und den Kampf standhaft und resolut bis zu seinem Ende zu führen bereit ist. Und doch: Nichts wirklich Erleichterndes ist an diesen Bemühungen zu spüren – John Denvers Song steht nur mehr als nostalgische Fassade –, die auf nichts anderes als auf das gegenseitige Ausmerzen hinauslaufen kann.

Dark Waters läuft ab dem 17. Juni wieder im Cine Utopia.

¹ www.nytimes.com/2016/01/10/magazine/the-lawyer-who-became-duPonts-worst-nightmare.html

STIL

Uploading the Real You



Talks, conferences and even festivals rebooted in cyberspace



La reprise

On ne présente plus le **Bloom** de la place de Strasbourg qui, après avoir servi de galerie d'art, s'est transformé en rendez-vous pour petit-déj, brunch ou pause-café. Les *happy few* branchouilles s'y délassent avant ou après leur shopping chez le fleuriste Klein ou l'épicer Thym Citron, autres piliers de la vie hype citadine. Le confinement aura porté Laurent Bour à remettre les clés de la maison à un successeur. Qui vient d'opérer une reprise en douce, car Vic était connaisseur des lieux, ayant testé le Bloom en effectuant quelques « extras » avant confinement. Ceci, après avoir œuvré comme barista (spécialiste de la préparation de cafés à base d'expresso) chez Knopes et au Cereal Lovers. Le nouveau proprio a décidé de collaborer avec l'équipe rodée, dont surtout Alex, autre gourou en matière d'arabica. Peu de changements à noter dans un premier temps (photo : GD). Le fameux toast à l'avocat ne manquera pas plus aux suggestions journalières que le potage, la quiche, la salade ou les cakes à la banane et autres viennoiseries. Deux nouveautés sont à noter, dont surtout celle des jours d'ouverture. Si le local reprend sa fermeture du lundi, il sera par contre dorénavant aussi ouvert le dimanche, ce qui est une bonne nouvelle pour ceux qui préfèrent un petit-déj prolongé au repas complet à midi. Autre *upgrade* en matière de qualité : l'importation des cafés berlinois « The Barn », dont les superlatifs se cumulent et que vous pouvez découvrir ici : <https://thebarn.de/pages/aboutus> GD



L'endroit

Il s'appelle le **Graace Hotel** en référence à l'atelier de métallurgie que les frères Graas y avaient installé jadis. Situé en plein centre de Bonnevoie, non loin de l'église, nous lui avons rendu visite avant l'heure lorsque le promoteur Steve Krack avait invité la fine fleur des architectes luxembourgeois à y installer des œuvres d'art fabriquées *inhouse* pour une expo tout à fait inédite. Cela a pris ensuite quelques années pour transformer le lieu en hôtel confortable au design unique. Le but étant de conserver des éléments de l'usine et de lui intégrer des détails éco-responsables. Ainsi, la halle industrielle a été conservée, et celle-ci a été complétée de vingt-huit chambres intégrées sous forme de boîtes très boisées, auxquels on a ajouté, dans la mesure du possible, des éléments recyclés du site. La salle douche des chambres-cabane se situe entre un espace à vivre et la chambre à coucher, ce qui permet aux visiteurs en couple de s'isoler selon envie ou besoin. Des terrasses extérieures au look tout aussi individualisé ont été rajoutées et il est question d'installer un jardin sur le toit. Dans les chambres, parfaitement isolées et à l'acoustique parfaite, on trouve non seulement du wifi mais aussi un iPad ainsi qu'une télé qui propose 170 chaînes. Sur [booking.com](https://www.booking.com) on apprendra par ailleurs que les chambres sont « allergy free » et que l'on met des vélos à dispo. Le bar pour le petit-déjeuner propose des produits provenant uniquement de producteurs locaux. Les prix sont variables, le plus bas étant de 185 euros. [graacehotel.com](https://www.graacehotel.com) GD



Le masque

Nous vous avions parlé de la boutique éphémère **Friendship** qui s'était établie au départ dans la Côte d'Eich avant de se réinstaller au 43 de la Grand-Rue. Cette Asbl, qui essaie par ses dons de renforcer les communautés marginalisées du Bangladesh grâce à la vente de produits issus de l'artisanat de là-bas, nous avait séduit avant Covid par ses foulards et autres objets originaux et confectionnés avec un beau doigté. Friendship travaille sur quatre axes principaux. À part sauver des vies, il s'agit de soulager la pauvreté, de s'adapter au changement climatique et de donner plus d'autonomie aux communautés les plus marginalisées. Dans l'état actuel de la crise Corona, l'association vient de sortir des masques de protection, vendus sous le slogan : « No Business as usual ! ». Il s'agit là non seulement d'une vente individuelle, mais pour chaque masque acheté, Friendship s'engage à en offrir un autre à une personne vulnérable au Luxembourg via le réseau des Épiceries Sociales de la Croix Rouge et un troisième à un(e) habitant(e) du Bangladesh. Et cela pour le prix modique de quatre euros. En supplément, cet achat aura assuré un revenu digne à une femme bangladaise que la crise accule davantage à l'extrême pauvreté. Les femmes qui fabriquent ces masques ont été formées au tissage et à la couture par Friendship. Ainsi, 200 000 masques ont été produits en deux mois. www.friendship.ngo GD

Jeffrey Palms

A century ago and more, to “call on” a friend meant actually dropping by to see him. You'd hop in a carriage, pull up to his house, and knock on the door. “How splendid,” your friend would say, standing in the doorway in a suit, tie, and hat, “for you to call. What an exquisite surprise. You simply must come in out of the sun, post-haste, and refresh yourself with a brandy-and-water.”

Later in history, of course, a newfangled invention found itself wanting a verb, and “to call” fit the bill. Pick up the telephone and call somebody. It's the digital equivalent of the visit, the same action minus the physicality. Well, so, not the same at all. But serving a parallel function, a remote version of the old thing.

I'm wondering if “attend” or “go to” will have to go the same route. I went to a science fiction festival last weekend, in the sense that I sat in my living room for seven hours watching talks and seminars. The event was meant to take place in Edinburgh but, following the coronavirus outbreak, had to be rebooted in cyberspace.

What terminology do you use for that? There isn't a verb, at least in English, that neatly says it. “On Tuesday we're going to cyberattend the opera.” That sounds pretty stupid.

At first, we as a society seemed quite proud of ourselves for virtualizing our entire lives. Me too. But, as excited as I was about this festival, cyberattending it let me down. It was interesting, yes. Better than nothing, obviously. But it was taxing on my imagination: I had to propel my psyche into the virtual realm of the festival, and the result was rather vanilla. How could it not have been? My mind isn't calibrated to experience virtual spaces with the same emotive gusto of real life, nor are my senses able to shut out the distractions of my physical environs. Distractions like the familiarity of my house, or merely the awareness of being alone in a room.

And yet, the sessions were just as they would have been in Edinburgh. The moderators were an authentic blend of nervous, interested, and overeager, while the speakers presented the same books and offered the same insights as they might have done in a physical space. My attention was even wholly held for short bursts at a time, particularly during a workshop where I and three strangers had to collaborate on a task. More honestly, in that case, my supreme awkwardness consumed any and all cognizance of self, such that no earthly event could have interrupted the assiduity with which I was failing to maintain basic

human normality. That would, I guarantee, have been much the same in real life.

So why was I let down? One obvious answer is that a virtual event cannot approximate the little moments that occur by the accident of physical proximity. Giving somebody directions, chatting to an author while buying her book, chuckling amongst fellow audience members. That's a big one, true. But I think there is another part to the answer. I think that our minds, having developed in a mostly unvirtual society, are entrenched in habits that accord with specific physical spaces. For example, imagine an unpleasant colleague sitting in your living room for a meeting. Or your therapist coming to your workplace unannounced. Either way, it's your same old brain, but—I don't know about you—I'd be floundering like crazy. During every nanosecond of the work meeting, I'd be fantasizing about throwing this stupid co-worker out on his ass—out of my space—while the scene at work would probably get pretty weird. My brain would be acclimatized to sharing sensitive information with the therapist, yet it would also be exploding over the uncanniness of the encounter. However things went down, I'd definitely be sobbing by the end of it.

If such things as online festivals become more commonplace, I wonder if youngsters will develop better cyberremote capabilities. Why shouldn't they? As chat rooms and virtual spaces mature, it should become easier for your best public persona—not your avatar or pseudo-self—to manifest. You'll crack jokes to a neighbor, share a glance, casually strike up a conversation. (You should have seen my catastrophic attempt to network at this online festival, dropping my email address into the chat window like a hungry cat smashing her food dish onto the floor.) True, I grew up with online multiplayer games and AOL Instant Messenger, but that was all fun and gossip and relative anonymity. Wouldn't serious things, like virtual spelling bees or remote Q&As with scientists, foster online personalities that are more complex and authentic?

Of course, telephoning didn't replace visiting: using the phone just became a new practice, necessity, skill. Subsequent generations became more comfortable with it, as I understand from Downton Abbey. Probably this virtual attendance stuff will go the same way. No big deal. But I think I'll always be the guy who dropped by for a brandy-and-water long after the kids are making phone calls. Not too much water in mine, thanks. Jesus! What's that racket? Oh, it's the telephone.

d'Land méi mobil

Désormais, les abonnés peuvent lire le Lëtzebuerger Land sur leurs iPad et iPhone, ainsi que sur leurs portables et tablettes pourvus du système d'exploitation Android. Il suffit de télécharger l'application dans l'App Store de Apple ou dans le Play Store de Google.

www.land.lu

